Geschichte

der

französischen Revolution

von

A. Thiers.

Deutsch

von

Dr. Wilhelm Jordan.

ARBEITER-VEREIN ZU LEIPZIG

Siebenzehnter Theil.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1848.

Vierundfünfzigstes Kapitel.

Truppenzusammenziehung um Paris. Ministerwechsel. — Vorbereitungen der Opposition und der Clichyens gegen das Direktorium. — Kampf der Versammlungen mit dem Direktorium. Gesetzentwurf über die Nationalgarde. Gesetz gegen die politischen Gesellschaften. — Fest beim italienischen Heere. Politische Äußerungen. — Augereau an die Spitze der Streitmacht in Paris gestellt. — Friedensunterhandlungen mit dem Kaiser. Konferenzen mit England in Lille. — Beschwerden der Versammlungen über das Marschiren der Truppen. Energische Botschaft des Direktoriums darüber. — Spaltungen in der Oppositionspartei. — Einfluß der Frau von Staël; fruchtloser Versöhnungsversuch. — Antwort der Versammlungen auf die Botschaft des Direktoriums. — Beschlossener Plan des Direktoriums gegen die Mehrheit der Versammlungen. — Der Staatsstreich vom 18. Fruktidor. Die bewaffnete Macht nimmt die Säle der Versammlungen ein. 53 Deputirte, zwei Direktoren und andere Bürger verbannt. — Verschiedene revolutionäre Gesetze wieder in Kraft gesetzt. — Folgen dieser Revolution.

Die Nachricht von der Ankunft der Richepanseschen Chasseurs, die Mittheilungen über ihren Marsch, ihre Äußerungen kamen am 28. Messidor, gerade dem Tage, an welchem der Ministerwechsel stattfand, dem Minister Petiet zu. Petiet benachrichtigte davon Carnot und als die Deputirten in Schaaren herbeieilten, um ihrem Ingrimm auf die Mehrheit des Direktoriums Luft zu machen und den in Ungnade gefallenen Ministern ihr Bedauern auszudrücken, erfuhren sie zugleich den Anmarsch der Truppen. Carnot sagte, seines Wissens habe das Direktorium keinen Befehl gegeben; vielleicht hätten die drei andern Direktoren einen Sonderentschluß gefaßt, dann aber müsse

derselbe in dem geheimen Register stehen; er wolle sich davon überzeugen, dürfe aber das Ereigniß nicht eher entschleiern, bevor er untersucht, ob Befehle vorhanden seien. Allein man war zu sehr aufgebracht, um auch nur einige Zurückhaltung beobachten zu können.

Die Entlassung der Minister, der Marsch der Truppen, die Ernennung Hoche's an die Stelle Petiet's ließen keinen Zweifel mehr übrig über die Absichten des Direktoriums. Man erklärte, das Direktorium wolle offenbar die Unverletzlichkeit der Versammlungen übertreten, einen neuen 31. Mai machen und die der Verfassung treuen Deputirten ächten. Man kam zusammen bei Tronçon Ducoudray, einem der einflußreichsten Männer im Rath der Alten. Nach der gewöhnlichen Art äußerster Parteien hatten die Clichyens es mit Vergnügen gesehen, daß sich die Gemäßigten, d. h. die Konstitutionellen, in ihren Hoffnungen getäuscht und ihren Plan vereitelt gesehen, ein Ministerium nach ihrem Gefallen zu bilden. Sie hielten sie für geprellt von Barras und freuten sich über diese Prellerei. Aber die Gefahr schien ihnen doch ernst, als sie Truppen anrücken sahen. Als ihre beiden Generale, Pichegru und Willot, erfuhren, daß man zu Tronçon Ducoudray eile, um sich über die Ereignisse zu besprechen, begaben sie sich ebenfalls dahin, obschon die Zusammenkunft aus Männern bestand, die nicht dieselbe Richtung verfolgten. Pichegru hatte noch kein wirksames Mittel in Händen; seine einzige Hülfsquelle waren die Parteileidenschaften und er mußte dahin eilen, wo sie zum Ausbruch kamen, um entweder nur zu beobachten oder zu handeln. In der Versammlung waren zugegen Portalis, Tronçon Ducoudray, Lacuée, Dumas, Simeon, Doulcet Ponteconlant, Thibaudeau, Villaret Joyeuse, Willot und Pichegru. Man ereiferte sich sehr, wie es natürlich war, sprach von den Anschlägen des Direktoriums, führte Äußerungen von Rewbell, Lareveillière und Barras an, die einen gefaßten Entschluß andeuteten und schloß aus dem Ministerwechsel und dem Marsch der Truppen, daß dieser Entschluß darin bestehe,

einen Staatsstreich gegen den gesetzgebenden Körper auszuführen. Man schlug die gewaltsamsten Beschlußnahmen vor, wie z. B. das Direktorium abzusetzen, es in Anklagestand, ja gar außer dem Gesetz zu erklären. Um aber alle diese Beschlußnahmen ausführen zu können, brauchte man eine Macht, und Thibaudeau, der die allgemeine Aufwallung nicht theilte, fragte, wo man sie hernehmen solle. Man gab darauf zur Antwort, man habe die 1200 Grenadiere des gesetzgebenden Körpers, einen Theil des 21. Chasseurregiements unter Malo und die Pariser Nationalgarde; bis zur Organisation dieser Garde könne man in jedes Arondissement der Hauptstadt Rotten Grenadiere schicken, um die Bürger um sie zu sammeln, die sich im Vendemiaire bewaffnet. Man sprach viel, ohne daß es gelang, sich zu verständigen, wie es stets geschieht, wenn man keine wirklichen Mittel in Händen hat. Pichegru, der wie gewöhnlich kalt und in sich zurückgezogen war, machte über das Ungenügende und Gefährliche der vorgeschlagenen Mittel einige Bemerkungen, deren Ruhe sehr gegen die allgemeine Aufwallung abstach. Man ging auseinander und kehrte zu Carnot und den verabschiedeten Ministern zurück. Carnot mißbilligte alle gegen das Direktorium gemachten Vorschläge. Noch ein Mal versammelte man sich bei Tronçon Ducoudray, aber Pichegru und Willot fanden sich nicht mehr ein. Wieder erging man sich in allgemeinen Reden und beschloß zuletzt, da man es nicht wagte, zu gewaltsamen Mitteln zu greifen, verfassungsmäßigen Widerstand zu leisten. Man nahm sich vor, das Gesetz über die Verantwortlichkeit der Minister und die baldige Organisation der Nationalgarde zu beantragen.

In Clichy wurde wie anderwärts deklamirt und eben so wenig gethan, denn wenn hier auch die Leidenschaften heftiger waren, so waren doch die zur Verfügung stehenden Mittel um nichts bedeutender. Besonders bedauerte man es, daß Cochon die Polizei verloren und kam zurück auf einen der Lieblingspläne der Partei, der dahin ging, dem Direktorium die Polizei in Paris zu nehmen und, indem man dem

Sinn eines Artikels der Verfassung Gewalt anthäte, dem gesetzgebenden Körper zu übertragen. Zugleich nahm man sich vor, die Leitung dieser Polizei Cochon zu übertragen; allein es war so verwegen, diesen Vorschlag zu machen, daß man es nicht wagte, ihn zu beschließen. Endlich blieb man stehen bei dem Vornehmen, Einwendungen gegen das Alter Barras' zu machen, der, wie man sagte, bei seiner Ernennung zum Direktor noch nicht vierzig Jahre gezählt, und die augenblickliche Organisation der Nationalgarde zu verlangen. —

Am 30. Messidor gab es im Rath der Fünfhundert großen Tumult. Der Deputirte Delahaye zeigte den Marsch der Truppen an und trug darauf an, daß sofort der Bericht über die Nationalgarde erstattet werde. Man gerieth in Heftigkeit gegen das Benehmen des Direktoriums, schilderte mit Ängstlichkeit den Zustand von Paris, die Ankunft einer Menge bekannter Revolutionärs, die neue Bildung von Klubs und verlangte, daß sofort eine Verhandlung über die politischen Gesellschaften eröffnet werde. Es ward entschieden, daß der Bericht über die Nationalgarde übermorgen abgestattet und unmittelbar darauf die Verhandlung über die Klubs eröffnet werden solle. Zwei Tage darauf, den 2. Thermidor (20. Juli), hatte man neue Nachrichten über den Marsch der Truppen, ihre Anzahl und wußte, daß in La Ferté Alais bereits vier Regimenter Kavallerie ständen.

Pichegru erstattete den Bericht über die Organisation der Nationalgarde. Sein Entwurf war auf die hinterlistigste Weise angelegt. Alle des Bürgerrechts theilhaftigen Franzosen sollten in die Rollen der Nationalgarde eingeschrieben werden, aber nicht alle den wirklichen Bestand dieser Garde bilden. Die dienstthuenden Nationalgarden sollten von den andern ernannt, d. h. von der Masse gewählt werden. Auf diese Weise war die Nationalgarde gleich den Versammlungen durch die Wählerversammlungen ernannt und das Ergebniß der diesmaligen Wahlen zeigte zur Genüge, welche Art von Garde man durch dies Verfahren erhalten würde. Sie sollte aus einem Bataillon von jedem Kanton gebildet werden und jedes Bataillon

eine Kompagnie Grenadiere und eine Kompagnie Chasseurs enthalten, wodurch die alten Elitekompagnien hergestellt wurden, in denen sich stets die entschiedensten Leute zusammenfanden und deren sich die Parteien gewöhnlich zur Ausführung ihrer Pläne bedienten. Man wollte über diesen Entwurf sogleich abstimmen. Der hitzige Henri Larivière behauptete, Alles deute hin auf einen 31. Mai. — Geht doch, geht doch! unterbrachen ihn einige Stimmen von der Linken. — Ja, antwortete er, aber ich beruhige mich, wenn ich bedenke, daß heute der 2. Thermidor ist und daß wir dem 9. Thermidor entgegengehen, dem Schicksalstage der Tyrannen. — Er verlangte, man solle über den Entwurf augenblicklich abstimmen und einen Boten an den Rath der Alten schicken, um sie aufzufordern, in Sitzung zu bleiben, damit auch sie ohne Verzug abstimmen könnten. Thibaudeau, das Haupt der konstitutionellen Partei, machte mit Recht darauf aufmerksam, daß die Nationalgarde, wie großen Eifer man auch beweise, doch nicht vor Ablauf eines Monats organisirt sein könne; die Übereilung bei der Abstimmung eines wichtigen Entwurfs würde daher nichts helfen, um den gesetzgebenden Körper vor den Gefahren zu schützen, mit denen man ihn bedrohe; die Vertretung der Nation müsse sich in ihre Rechte und ihre Würde einschließen, nicht aber ihre Kraft in Mitteln suchen, die in der That ohnmächtig seien. Er schlug eine wohlüberlegte Erörterung vor. Man genehmigte die Vertagung um 24 Stunden zur Prüfung des Entwurfs, dekretirte aber doch sofort den Grundsatz der Organisation. In diesem Augenblick erschien eine Botschaft des Direktoriums, die Erklärungen über den Marsch der Truppen gab. Diese Botschaft besagte, die Truppen seien nach einer fernen Gegend bestimmt und hätten Paris nahe vorbeikommen müssen; die Unachtsamkeit eines Kriegskommissärs habe sie die verfassungsmäßige Gränze überschreiten lassen; nur der Irrthum dieses Kommissärs trage die Schuld an dieser Gesetzesübertretung, auch hätten die Truppen Befehl erhalten, sich auf der Stelle zurückzuziehen. Man begnügte sich nicht mit dieser Erklärung, sondern deklamirte aufs neue mit

äußerster Heftigkeit und ernannte eine Kommission, um diese Botschaft zu prüfen und einen Bericht über den Zustand von Paris und den Marsch der Truppen zu erstatten. Am folgenden Tage begann man den Entwurf Pichegru's zu erörtern und genehmigte einige Artikel desselben. Dann beschäftigte man sich mit den Klubs, die sich überall erneuerten und ein Wiederzusammentreten der Jakobinerpartei anzukündigen schienen. Man wollte sie unbedingt verbieten, weil die Gesetze, die ihnen nur Schranken vorschrieben, stets umgangen wurden. Man dekretirte, daß in Zukunft keine politische Versammlung erlaubt sein solle. So beging die Gesellschaft von Clichy an sich eine Art von Selbstmord und verstand sich dazu, nicht mehr fortzubestehen, wenn zugleich der „konstitutionelle Zirkel" und die andern untergeordneten Klubs, die sich überall bildeten, aufgehoben würden. Die Häupter der Clichyens bedurften auch wirklich nicht, um sich zu verständigen, jenes stürmischen Vereins und konnten ihn opfern, ohne sich dadurch eines großen Hülfsmittels zu berauben. Willot machte darauf eine Anzeige gegen Barras, als habe er bei seiner Ernennung zum Direktor noch nicht das von der Verfassung verlangte Alter gehabt. Aber die Kriegsregister, die man nachschlug, bewiesen, daß diese Anschuldigung weiter nichts war, als eine Chikane. Mittlerweile waren neue Truppen in Reims angekommen und man schlug aufs neue Lärm. Als das Direktorium dieselben Erklärungen wiederholte, erklärte man sie wieder für ungenügend und die bereits ernannte Kommission behielt den Auftrag, eine Untersuchung anzustellen und Bericht zu erstatten.

Hoche war in Paris angekommen, denn er mußte durch diese Stadt, ob er nun nach Brest gehen oder einen Staatsstreich ausführen sollte. Ohne Besorgniß stellte er sich dem Direktorium vor, überzeugt, daß er der Mehrheit desselben gehorcht, indem er seine Truppen marschiren lassen. Aber Carnot, der gerade den Vorsitz im Direktorium führte, suchte ihn einzuschüchtern, fragte ihn, auf welchen Befehl hin er gehandelt und drohte ihm mit einer Anklage dafür, daß

er die verfassungsmäßige Gränzlinie überschritten. Zum Unglück konnten Rewbell und Lareveillière, die von dem Hoche zugekommenen Befehl nichts wußten, ihm nicht beistehen. Barras, der diesen Befehl gegeben, wagte es nicht, das Wort zu nehmen und Hoche sah sich den dringenden Fragen Carnots bloßgestellt. Er antwortete, er könne nicht ohne Truppen nach Brest gehen, worauf Carnot entgegnete, in der Bretagne ständen noch 43,000 Mann, eine zur Expedition nach Irland genügende Anzahl. Als aber Lareveillière die Verlegenheit Hoche's sah, kam er ihm zu Hülfe, versicherte ihn im Namen der Mehrheit des Direktoriums der Achtung und des Vertrauens, das er durch seine Dienste verdient, sagte ausdrücklich, es könne von einer Anklage gegen ihn nicht die Rede sein und ließ die Sitzung aufheben. Hoche eilte zu Lareveillière, um ihm zu danken; hier erfuhr er, daß Barras weder Rewbell, noch Lareveillière von der Bewegung der Truppen gesagt, daß er den Befehl dazu ohne ihr Wissen gegeben und wurde unwillig auf ihn, daß er ihn erst bloßgestellt und nachher nicht einmal den Muth gehabt, ihn zu vertheidigen. Es war offenbar, daß Barras, indem er für sich allein handelte, ohne es seinen Kollegen mitzutheilen, die Mittel der Ausführung allein hatte in die Hände bekommen wollen. In seiner Entrüstung behandelte Hoche Barras mit dem ihm eignen Stolze, schenkte aber Rewbell und Lareveillière seine ganze Achtung. Noch war nichts bereit zur Ausführung des Planes, den die drei Direktoren im Schilde führten, und Barras hatte Hoche, indem er ihn herberufen, nur unnützerweise bloßgestellt. Hoche kehrte auf der Stelle nach seinem Hauptquartier in Wetzlar zurück und ließ die Truppen, die er mitgebracht, in der Umgegend von Reims und Sedan Quartiere beziehen, von wo aus sie noch immer nach Paris marschiren konnten. Das Benehmen Barras' gegen ihn hatte ihm die Sache sehr verleidet, aber er war dennoch bereit, sich noch ein Mal herzugeben, wenn Lareveillière und Rewbell ihn rufen würden. Er hatte sich eine große Blöße gegeben und man sprach davon, ihn anzuklagen; aber er wartete es in seinem Haupt-

quartier mit Festigkeit ab, was die auf ihn wüthende Majorität der Fünfhundert beginnen würde. Da sein Alter es ihm nicht erlaubte, das Ministerium des Krieges anzunehmen, wurde Scheerer statt seiner zu dieser Stelle berufen.

Das Aufsehen, welches diese Vorgänge gemacht, verbot es, Hoche ferner zur Ausführung der Pläne des Direktoriums anzuwenden. Überdies konnte die Wichtigkeit, die eine solche Theilnahme an den Staatsangelegenheiten ihm geben mußte, leicht die Eifersucht der andern Generale erregen. Es war leicht möglich, daß es Bonaparte mißfiel, daß man sich an einen Andern wendete, als an ihn. Deshalb war man der Meinung, es werde besser sein, sich nicht eines Obergenerals zu bedienen, sondern lieber einen der ausgezeichnetsten Divisionsgenerale anzuwenden. Man gedachte also, Bonaparte um einen der Generale zu bitten, die unter ihm so berühmt geworden, was den Vortheil hatte, ihm eine persönliche Genugthuung zu gewähren und zugleich keinen der Obergenerale zu verletzen. Während man aber daran dachte, sich an ihn zu wenden, schritt er selbst in den Streit ein auf eine für die Gegenrevolutionärs niederschmetternde, dem Direktorium aber mindestens Verlegenheit bereitende Weise. Er wählte den Jahrestag des 14. Juli, den 26. Messidor dazu, dem Heere ein Fest zu geben und Adressen über die bevorstehenden Ereignisse abfassen zu lassen. Er ließ in Mailand eine Pyramide errichten mit Trophäen und den Namen aller während des italienischen Feldzuges gefallenen Soldaten und Offiziere. Um diese Pyramide herum wurde das Fest gefeiert. Es war prachtvoll. Bonaparte wohnte demselben in Person bei und richtete an seine Soldaten diesen drohenden Aufruf:

„Soldaten, heut ist der Jahrestag des 14. Juli. Vor euch seht ihr die Namen eurer Waffengenossen, die gefallen sind auf dem Felde der Ehre für Freiheit und Vaterland. Sie haben euch ein Beispiel gegeben. Ihr seid euch selbst ganz und gar der Republik schuldig, ihr seid euch ganz schuldig dem Glücke von dreißig Millionen Franzosen,

dem Ruhm des Namens, der einen neuen Glanz gewonnen durch eure Siege.

„Soldaten, ich weiß es, ihr seid tief ergriffen von dem Unglück, welches das Vaterland bedroht. Aber das Vaterland kann nicht in einer wirklichen Gefahr schweben. Dieselben Männer, die es triumphiren machten über das verbündete Europa, sie stehen noch da. Gebirge trennen uns von Frankreich; ihr würdet über sie hinfliegen mit der Schnelligkeit des Aars, wenn's Noth thäte, um die Verfassung aufrecht zu erhalten, die Freiheit zu vertheidigen und die Republikaner zu beschützen.

„Soldaten, die Regierung wacht über den Gesetzen, die ihrer Obhut anvertraut sind. Sobald sich die Royalisten zeigen, haben sie gelebt. Seid unbesorgt und laßt uns schwören bei den Manen der Helden, die an unserer Seite für die Freiheit fielen, schwören bei unsern Fahnen, unversöhnlichen Krieg zu führen gegen die Feinde der Republik und der Verfassung des Jahres III!"

Nachher fand ein Festmahl statt, bei dem von den Generalen und Offizieren die kräftigsten Toaste ausgebracht wurden. Der Obergeneral brachte einen ersten Toast aus auf die Tapfern Stengel, Laharpe, Dubois, die gefallen auf dem Felde der Ehre. „Könnten ihre Manen, sagte er, wachen über uns und uns schützen vor den Nachstellungen unserer Feinde." Dann folgten Toaste auf die Verfassung des Jahres III, auf das Direktorium, den Rath der Alten, auf die in Verona ermordeten Franzosen, auf die „Wiederauswanderung der Ausgewanderten", auf die Einigkeit der französischen Republikaner, auf die Zerstörung des Klubs von Clichy. Bei diesem letzten Toast wurde das Signal zum Sturmschritt geblasen. Ähnliche Feste fanden in allen Städten statt, in denen sich Abtheilungen des Heeres befanden und wurden in derselben Weise gefeiert. Endlich entwarf man in jeder Division Adressen, die noch bedeutungsvoller waren, als der Aufruf des Obergenerals. Er hatte in seinen Ausdrücken eine gewisse Würde beobachtet; die Adressen der verschiedenen

Divisionen aber lauteten ganz im Styl der Jakobiner von 93. Besonders thaten sich dabei die Divisionen Massena, Joubert und Augereau hervor. Die Augereau's vorzüglich überschritt alles Maß. „Ihr Verschwörer, sagte sie, erbebet! Von der Etsch und vom Rhein bis zur Seine ist nur ein Schritt. Erbebet, eure Unbilden sind gezählt und ihr Lohn ist auf der Spitze unserer Bajonnete."

Diese Adressen wurden mit Tausenden von Unterschriften bedeckt und an den Obergeneral eingeschickt. Dieser sammelte sie und schickte sie nebst seinem Aufruf an das Directorium, um sie in den Journalen veröffentlichen zu lassen. Ein solcher Schritt bewies deutlich genug, daß er bereit sei zu marschiren, um die in den Versammlungen gebildete Faktion zu bekämpfen und zu einem Staatsstreich behülflich zu sein. Da er ferner wußte, daß das Direktorium entzweit sei, die Auftritte sich verwickeln sah und doch von Allem unterrichtet zu sein wünschte, ließ er gleichzeitig einen seiner Adjudanten, Lavalette, der sein ganzes Vertrauen und genug Scharfblick besaß, um die Ereignisse richtig beurtheilen zu können, nach Paris abgehen mit dem Befehl, Alles zu beobachten und alle Nachrichten zu sammeln. Zugleich ließ er dem Direktorium Gelder anbieten für den Fall, daß es welcher bedürfe, wenn es irgend eine Handlung der Gewalt zu versuchen hätte.

Als das Direktorium diese Adressen erhielt, gerieth es in ungemeine Verlegenheit. Sie waren in gewisser Beziehung ungesetzlich, denn die Heere durften nicht berathen. Sie annehmen und veröffentlichen, das hieß die Heere ermächtigen, sich in die Regierung des Staats einzumischen und die Republik der Soldatengewalt preisgeben. Aber konnte man sich vor dieser Gefahr retten? Hatte nicht die Regierung, als sie sich an Hoche wandte und ihn um Truppen bat, als sie von Bonaparte einen General verlangte, selbst zu diesem Einschreiten aufgefordert? Wenn sie ein Mal genöthigt war, zur Gewalt ihre Zuflucht zu nehmen, die Gesetzlichkeit zu verletzen, konnte sie sich da an andere Stützen wenden als an die Heere? Die Annahme

dieser Adressen war nur die Folge von dem, was man gethan und zu thun sich genöthigt gesehen. Das war einmal die Bestimmung unserer unglücklichen Republik, daß sie sich den Heeren preisgeben mußte, um sich vor ihren Feinden zu retten. Nur die Furcht vor der Gegenrevolution hatte im Jahre 1793 die Republik hingetrieben zu den Ausschweifungen und Wüthereien, deren traurige Geschichte wir kennen gelernt; auch jetzt war es nur die Furcht vor der Gegenrevolution, was sie zwang, sich den Soldaten in die Arme zu werfen. Kurz, immer nur auf der Flucht vor derselben Gefahr, mußte sie sich bald an die Leidenschaften, bald an die Bajonnete wenden.

Das Direktorium hätte diese Adressen gern geheim gehalten und nicht veröffentlicht, weil sie ein schlechtes Beispiel gaben; aber dadurch hätte es den General furchtbar verletzt und ihn vielleicht den Feinden der Republik zugewendet. Es mußte sie also drucken lassen und verbreiten. Sie jagten der Partei der Clichyens großen Schrecken ein und bewiesen ihr, wie unklug es von ihr gewesen, durch den Antrag Dumolard das Benehmen des Generals Bonaparte in Venedig anzugreifen. Sie gaben in den Versammlungen Anlaß zu neuen Beschwerden; man lehnte sich auf gegen dies Einschreiten der Heere, sagte, sie dürften nicht berathen und sah hierin einen neuen Beweis der dem Direktorium zugeschriebenen Pläne.

Eine neue Verlegenheit bereitete Bonaparte der Regierung durch die Wahl des Divisionsgenerals, den er ihr schickte. Augereau machte im Heere manche Störung durch die Heftigkeit seiner Ansichten, die ganz der Vorstadt St. Antoine würdig waren. Er war stets bereit, mit Jedem Streit anzufangen, der nicht eben so heftig war als er, und Bonaparte fürchtete einen Zwist unter den Generalen. Um ihn loszuwerden, schickte er ihn dem Direktorium, in der Meinung, er würde zu dem Zwecke, zu welchem man ihn bestimmte, sehr geeignet sein, und daß es besser wäre, wenn er sich in Paris aufhielte, als im Hauptquartier, wo die Muße ihn gefährlich machte. Augereau konnte nichts erwünschter sein, denn er liebte eben so sehr die Auf-

regung der Klubs als das Schlachtfeld und war nicht unempfänglich für den Reiz der Macht. Er ging sogleich ab und kam Mitte Thermidor in Paris an. Bonaparte schrieb seinem Adjudanten Lavalette, er schicke Augereau, weil er ihn in Italien nicht behalten könne, rieth ihm, demselben zu mißtrauen und in seinen Beobachtungen fortzufahren, dabei aber stets abseiten zu bleiben. Auch gebot er ihm, sich gegen Carnot aufs Beste zu benehmen; denn während er sich offen für das Direktorium erklärte und gegen die gegenrevolutionäre Partei, wollte er sich doch durchaus nicht betheiligen bei den persönlichen Streitigkeiten der Direktoren.

Das Direktorium war nicht sehr erfreut, Augereau ankommen zu sehen. Barras, der sich gern mit Jakobinern und Vorstadtpatrioten umgab und stets davon sprach, zu Roß zu steigen, gefiel dieser General sehr wohl, nicht sehr genehm aber war er Rewbell und Lareveillière, die gern einen verständigen gemäßigten General gesehen hätten, der, wenn es nothwendig, gegen Barras' Anschläge mit ihnen gemeinschaftliche Sache gemacht hätte. Augereau war ganz ausnehmend zufrieden damit, sich mit einer solchen Sendung in Paris zu sehen. Er war ein braver Mann, ein ausgezeichneter Soldat und ein großmüthiges Herz, aber ein großer Prahlhans und ziemlich kopflos. Er zog in Paris herum, ließ sich Feste geben, genoß des Ruhmes seiner schönen Waffenthaten, schrieb aber dabei sich einen Theil der Operationen in Italien zu, brachte den Leuten gern den Glauben bei, er habe dem Obergeneral seine schönsten Entschlüsse eingegeben und wiederholte bei jeder Gelegenheit, er sei gekommen, um die Aristokratie zur Vernunft zu bringen. Lareveillière und Rewbell, die sich über dies Benehmen sehr ärgerten, beschlossen sich an seine Eitelkeit zu wenden und ihn zu etwas mehr Mäßigung zu bewegen. Lareveillière behandelte ihn höchst zuvorkommend und ihm gelang es, ihn theils durch geschickte Schmeicheleien, theils durch die Achtung, die er ihm einzuflößen wußte, kirre zu machen. Er stellte ihm vor, daß er sich nicht durch einen blutigen Tag entehren dürfe

sondern sich durch eine energische und weise Handlung, welche die Aufwieglerischen ohne Blutvergießen entwaffne, den Namen eines Retters der Republik verdienen müsse. Er beruhigte Augereau und brachte ihn wirklich etwas zur Vernunft. Sogleich gab man ihm den Oberbefehl über die 17. Militärdivision, zu der Paris gehörte. Diese neue Thatsache deutete zur Genüge die Absichten des Direktoriums an. Sie standen' fest. Die Truppen Hoche's standen nur einige Tagemärsche entfernt und man brauchte ihnen nur ein Zeichen zu geben, um sie sogleich ankommen zu lassen. Man wartete auf die Gelder, die Bonaparte versprochen und die man nicht aus den Kassen nehmen wollte, um nicht den Minister Ramel bloßzustellen, der von der Finanzkommission so scharf bewacht wurde. Diese Gelder waren zum Theil dazu bestimmt, die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers zu gewinnen, damals zwölfhundert Mann, die zwar nicht sehr zu fürchten waren, aber doch, wenn sie Widerstand leisteten, einen Kampf herbeiführen konnten; und einen solchen wollte man vor allen Dingen vermeiden. Der in Intriguen stets gewandte Barras hatte dies zu besorgen übernommen und das war der Grund, weshalb man den Staatsstreich noch aufschob.

Die Ereignisse im Innern hatten den traurigsten Einfluß auf die so wichtigen zwischen der Republik und den europäischen Mächten angeknüpften Unterhandlungen. Die unversöhnliche, gegen die Freiheit und Ruhe Frankreichs verschworene Faktion war im Begriff, zu all den Unbilden, die sie schon begangen, auch noch die hinzuzufügen, daß sie den so lange erwarteten Frieden gefährdete. Lord Malmesbury war in Lille angekommen und die österreichischen Gesandten hatten in Montebello Besprechungen begonnen mit Bonaparte und Clarke, den beiden Bevollmächtigten, die Frankreich vertreten sollten. Die Präliminarien von Leoben, unterzeichnet am 29. Germinal (18. April), setzten fest, daß zwei Kongresse zu eröffnen seien, ein allgemeiner in Bern für den Frieden mit dem Kaiser und seinen Bundesgenossen, und ein zweiter besonderer in Rastadt für den Frieden

mit dem Reiche. Der Friede mit dem Kaiser mußte, wofern nicht die Präliminarien ungültig werden sollten, vor Ablauf dreier Monate abgeschlossen sein; in den venetianischen Staaten durfte nichts ohne Betheiligung Österreichs geschehen, die venetianischen Provinzen aber sollten erst nach Abschluß des Friedens vom Kaiser besetzt werden. Die Ereignisse in Venedig schienen diese Bedingungen etwas zu überschreiten und Österreich hatte sich beeilt, sie seinerseits noch ausdrücklicher zu verletzen, indem es die venetianischen Provinzen Istrien und Dalmatien besetzen ließ. Für diese Übertretung der Präliminarien drückte Bonaparte ein Auge zu, um sich Gegenvorwürfe für das zu ersparen, was er in Venedig gethan und auf den Inseln der Levante zu thun im Begriff stand. Die Auswechselung der Ratifikationen fand am 5. Prairial (24. Mai) in Montebello bei Mailand statt. Der Marquis von Gallo, Geschäftsträger Neapels in Wien, war der Abgesandte des Kaisers. Nach Auswechslung der Ratifikationen besprach sich Bonaparte mit dem Marquis von Gallo in der Absicht, ihn den Gedanken eines Kongresses in Bern aufgeben zu machen und zu einer vereinzelten Unterhandlung in Italien ohne Hinzunahme der andern Mächte zu bewegen. Seine Gründe dafür waren ausgezeichnet, selbst im Interesse Österreichs. Wie konnten Rußland und England, wenn sie zu diesem Kongreß berufen wurden, es zugeben, daß sich Österreich auf Kosten Venedigs entschädigte, auf dessen Besitzungen sie selbst große Lust hatten? Dies war unmöglich und das Interesse Österreichs selbst verlangte es eben so sehr, als das eines schnellen Abschlusses, daß man sofort und zwar in Italien unterhandelte. Herr von Gallo, ein geistvoller, verständiger Mann sah die Kraft dieser Gründe ein. Um ihn zu entscheiden und das österreichische Kabinet zu gewinnen machte Bonaparte ein Zugeständniß in der Etikette, auf welches der Wiener Hof ein großes Gewicht legte. Der Kaiser besorgte stets, die Republik möchte das alte Ceremonial der französischen Könige verwerfen und im Protokoll der Unterhandlungen die abwechselnde Erstnennung verlangen.

Der Kaiser wollte stets zuerst genannt sein und seinen Botschaftern den Vortritt vor den französischen bewahrt wissen. Bonaparte, der sich durch das Direktorium hatte ermächtigen lassen in diesen Jämmerlichkeiten nachzugeben, bewilligte das Begehren Gallo's und die Freude darüber war so groß, daß dieser auf der Stelle den Grundsatz einer gesonderten Unterhandlung in Montebello annahm und nach Wien schrieb, um die nöthigen Vollmachten dazu zu erhalten. Aber der alte Thugut, ein ermatteter, übelgelaunter Mann, der ganz dem englischen System anhing und jeden Augenblick seine Entlassung anbot, seitdem der Hof unter dem Einfluß des Erzherzogs Karl dem entgegengesetzten System hingegeben schien, Thugut hatte andere Pläne. Er sah den Frieden ungern; die inneren Unruhen Frankreichs gaben ihm Hoffnungen, denen er sich noch immer gern überließ, obgleich sie ihn schon so oft betrogen. Obgleich es Österreich schon viel Geld, manchen falschen Schritt und einen unglücklichen Krieg gekostet, daß es den Ausgewanderten Glauben geschenkt, gab doch die neue Verschwörung Pichegru's Thugut den Gedanken ein, den Abschluß des Friedens noch zu verzögern. Er beschloß den dringenden Aufforderungen der französischen Bevollmächtigten eine berechnete Langsamkeit entgegenzustellen, ließ den Marquis von Gallo verläugnen und schickte nach Montebello einen neuen Unterhändler, den Generalmajor Grafen von Meerveldt. Dieser kam am 1. Messidor (19. Juni) in Montebello an und verlangte die Vollziehung der Präliminarien, d. h. das Zusammentreten eines Kongresses in Bern. Bonaparte war entrüstet über diesen Systemwechsel und gab eine sehr heftige Antwort. Er wiederholte Alles, was er schon ein Mal gesagt über die Unmöglichkeit, Rußlands und Englands Zustimmung zu dem Übereinkommen zu erhalten, dessen Grundlagen man in Leoben festgestellt und setzte noch hinzu, daß ein Kongreß neue Verzögerungen herbeiführen werde: schon seien zwei Monate verflossen seit den Präliminarien von Leoben; nach diesen Präliminarien solle der Friede binnen drei Monaten abgeschlossen sein, aber es würde unmöglich

werden, ihn in dieser Frist wirklich abzuschließen, wenn man alle Mächte mit hinzunehme. Diese Gründe ließen die österreichischen Bevollmächtigten wieder ohne Antwort. Der Wiener Hof schien nachzugeben und bestimmte für die Konferenzen den Ort Udine in den venetianischen Provinzen, damit der Ort der Unterhandlungen Wien näher läge. Sie sollten am 13. Messidor (1. Juli) wieder beginnen: Bonaparte, den Geschäfte von hoher Wichtigkeit in Mailand inmitten der neuen Republiken zurückhielten, die man zu begründen hatte, und dem außerdem daran lag, die Ereignisse in Paris aus größerer Nähe zu überwachen, wollte sich nicht unnütz nach Udine hinziehen lassen, um dort von Thugut hintergangen zu werden und schickte Clarke hin mit der Erklärung, daß er für seine Person nicht eher hinkommen werde, als bis er durch die Art der Vollmachten für die beiden Unterhändler und durch ihr Benehmen bei den Unterhandlungen von der Aufrichtigkeit des Wiener Hofes überzeugt sei. Er irrte sich auch in der That nicht. Das Wiener Kabinet ließ sich mehr denn jemals täuschen durch die elenden Agenten der royalistischen Partei, schmeichelte sich mit der Hoffnung, es werde durch eine Revolution der Nothwendigkeit, mit dem Direktorium zu unterhandeln, überhoben werden, und ließ Noten aushändigen, welche bei dem Stande der Unterhandlung sehr befremden mußten. Diese Noten, datirt vom 18. Juli, lauteten: Der Wiener Hof wolle sich streng an die Präliminarien halten, mithin in Bern wegen des allgemeinen Friedens unterhandeln; die dreimonatliche Frist, die in den Präliminarien zur Abschließung des Friedens festgesetzt sei, könne nur vom Zusammentreten des Kongresses an gerechnet werden, denn sonst wäre sie viel zu ungenügend, als daß man sie hätte abmachen können; der Wiener Hof bestehe also auf dem Inhalt der Präliminarien und verlange einen allgemeinen Kongreß aller Mächte. Diese Noten enthielten ferner bittere Klagen über die Ereignisse in Venedig und Genua und behaupteten, dieselben seien eine ernstliche Verletzung der Präliminarien von Leoben und Frankreich müsse dafür Genugthuung geben.

Als Bonaparte diese so seltsamen Noten erhielt, gerieth er in Zorn. Sein erster Gedanke war, auf der Stelle alle Divisionen des Heeres zu vereinigen, wieder zum Angriff zu schreiten und noch ein Mal gegen Wien vorzurücken, um dies Mal minder gemäßigte Bedingungen zu stellen, als in Leoben. Aber der innere Zustand Frankreichs, die Konferenzen in Lille hielten ihn zurück und er kam zu der Ansicht, daß er bei diesen ernsten Verhältnissen es dem in der Mitte aller Operationen befindlichen Direktorium überlassen müsse, sich über den einzuschlagenden Weg zu entscheiden. Er beschränkte sich darauf, durch Clarke eine kräftige Note abfassen zu lassen. Der wesentliche Inhalt dieser Note lautete: es sei nicht mehr Zeit, einen Kongreß zu verlangen, dessen Unmöglichkeit die österreichischen Bevollmächtigten anerkannt und den der Wiener Hof selbst aufgegeben, indem er Udine zum Ort der Konferenzen bestimmt: dieser Kongreß sei jetzt ohne Grund, da die Verbündeten Österreichs sich von ihm lossagten und die Absicht zeigten, besonders zu unterhandeln, was durch die Konferenzen von Lille bewiesen werde; die dreimonatliche Frist könne nur vom Tage der Unterzeichnung der Präliminarien von Leoben an gerechnet werden, denn sonst könnten, wenn man die Eröffnung des Kongresses aufschiebe, die Verzögerungen ewig dauern, was Frankreich durch Festsetzung eines bestimmten Termins eben habe verhindern wollen; endlich seien die Präliminarien nicht verletzt durch das Benehmen in Betreff Venedigs und Genuas; diese beiden Staaten hätten ihre Regierung ändern können, ohne daß irgend Jemand das Recht habe, dies schlecht zu finden; übrigens aber habe Österreich durch Besetzung Istriens und Dalmatiens gegen alles schriftliche Übereinkommen die Präliminarien ganz anders verletzt. Nachdem er so auf eine feste und würdige Weise geantwortet, erstattete Bonaparte dem Direktorium über Alles Bericht und wartete seine Befehle ab, indem er demselben zugleich empfahl, sich so schnell als möglich zu entscheiden, weil viel darauf ankomme, daß man nicht erst die schlechte Jahreszeit abwarte zur Wieder-

aufnahme der Feindseligkeiten, falls dieser Entschluß nothwendig würde.

Die in Lille eröffnete Unterhandlung wurde mit mehr Ehrlichkeit geführt, was seltsam erscheinen kann, wenn man bedenkt, daß sich hier die französischen Unterhändler mit Pitt zu verständigen hatten. Allein Pitt war wirklich in Besorgniß wegen der Lage Englands, rechnete gar nicht mehr auf Österreich, hatte kein Vertrauen mehr zu den Lügen der royalistischen Agenten und wollte daher mit Frankreich einen Vertrag abschließen, bevor es der Friede mit dem Kaiser stärker machen und seine Forderungen höher spannen ließ. Wenn er daher im vorigen Jahre nur Winkelzüge hatte machen wollen, um die öffentliche Meinung zufrieden zu stellen und einer Vereinbarung in Betreff der Niederlande zuvorzukommen, so wollte er doch in diesem Jahre aufrichtig unterhandeln, mit dem Vorbehalt jedoch, diesen Frieden nur eine zwei- bis dreijährige Ruhe sein zu lassen. Dieser ächte Engländer vermochte es nämlich nicht über sich, die Niederlande Frankreich für immer zu überlassen.

Alles bewies, wie gesagt, seinen aufrichtigen Willen, sowol die Wahl des Lord Malmesbury als die Natur der geheimen Instruktionen, die er diesem Unterhändler gegeben. Dem Gebrauch der englischen Diplomatie gemäß war Alles so angeordnet, daß gleichzeitig zwei Unterhandlungen stattfanden, eine öffentliche, scheinbare, und eine geheime, wirklich gültige. Man hatte Lord Malmesbury Sir Ellis beigegeben, der mit seiner Zustimmung die geheime Unterhandlung leiten und unmittelbar mit Pitt korrespondiren sollte. Dieser Gebrauch der englischen Diplomatie ist eine Nothwendigkeit der Repräsentativregierung. In der öffentlichen Unterhandlung sagt man Das, was in den Kammern wiederholt werden darf, und behält für die geheime Dasjenige vor, was nicht veröffentlicht werden kann. Besonders in dem Falle, wo das Ministerium uneinig ist über die Frage des Friedens, theilt man die geheimen Verhandlungen dem Theile desselben mit, welches die Unterhandlung genehmigt und leitet.

Die englische Gesandtschaft kam mit zahlreichem Gefolge und großem Gepränge am 16. Messidor (14. Juli) in Lille an.

Die Unterhändler, denen man die Vertretung Frankreichs übertragen, waren Letourneur, der jüngst aus dem Direktorium ausgeschieden, Pleville de Peley, der nur wenige Tage in Lille blieb, weil er zum Marineminister ernannt wurde, und Hugues Maret, später Herzog von Bassano. Von diesen drei Abgesandten war nur der Letztere fähig, bei der Unterhandlung eine nützliche Rolle zu spielen. Er war jung, hatte sich schon frühzeitig umgethan in der diplomatischen Welt und besaß nicht nur viel Geist, sondern auch eine Gewandtheit in den Formen, die seit der Revolution in Frankreich selten zu werden begann. Seinen Eintritt in die Staatsgeschäfte verdankte er Talleyrand, mit dem er sich auch jetzt dahin verständigt hatte, daß einer von ihnen das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, der andere die Gesandschaft nach Lille haben solle. Maret war in den ersten Zeiten der Revolution zwei Mal nach London geschickt worden, von Pitt wohl aufgenommen und hatte sich eine große Bekanntschaft mit dem englischen Kabinet erworben. Er war also sehr geeignet, Frankreich in Lille zu vertreten. Er begab sich mit seinen zwei Kollegen nach Lille und traf daselbst gleichzeitig mit der englischen Gesandtschaft ein. Die diplomatischen Angelegenheiten pflegen sich für gewöhnlich nicht gerade in den öffentlichen Zusammenkünften zu machen. Die englischen Geschäftsträger, gewandte taktvolle Männer, hätten gern vertrauliche Zusammenkünfte mit den französischen Unterhändlern gehabt und besaßen zu viel richtigen Sinn, um irgend ein zurückstoßendes Gefühl aufkommen zu lassen. Letourneur und Pleville de Peley dagegen, ehrenhafte Männer, die aber an die Diplomatie wenig gewöhnt waren, hatten die revolutionäre Schroffheit und betrachteten die beiden Engländer wie zwei gefährliche Menschen, die stets bereit seien, Ränke zu machen und zu betrügen und gegen die man mißtrauisch auf seiner Hut sein müsse. Sie wollten nur öffentlich mit ihnen zusammenkommen und fürchteten sich durch jede andere,

Art von Verkehr mit denselben bloßzustellen. Das war nicht die rechte Weise, um sich zu verständigen.

Lord Malmesbury zeigte seine Vollmachten vor, in denen der Raum für die Vertragsbedingungen offen gelassen war und fragte, welches die Bedingungen Frankreichs wären. Die drei französischen Unterhändler legten ihre Bedingungen vor, die, wie man sich denken kann, ein sehr hoch gespanntes Maximum waren. Sie verlangten, der König von England solle dem Titel eines Königs von Frankreich entsagen, den er in Gemäßheit eines der lächerlichen in England beibehaltenen Gebräuche noch führte, ferner alle in Toulon genommenen Schiffe herausgeben und Frankreich, Spanien und Holland alle diesen Ländern geraubten Kolonien zurückerstatten. Für Alles dies boten Frankreich, Spanien und Holland weiter nichts, als den Frieden, denn sie hatten von England nichts erobert. Die Stellung Frankreichs war allerdings so ehrfurchtgebietend, daß es viel verlangen konnte, allein für sich und seine Bundesgenossen Alles fordern und nichts geben wollen, das hieß auf eine Verständigung verzichten. Lord Malmesbury, der wirkliche Resultate erreichen wollte, sah wol ein, daß die amtliche Unterhandlung zu nichts führen würde und suchte innigere Annäherungen herbeizuführen. Maret, der mehr als seine Kollegen mit dem diplomatischen Brauch vertraut war, verstand sich gern dazu; er mußte aber erst mit Letourneur und Pleville le Peley unterhandeln, um Zusammenkünfte im Schauspiel herbeizuführen. Die jungen Leute beider Gesandtschaften näherten sich einander zuerst und bald wurden die Mittheilungen freundschaftlicher. Frankreich hatte seit der Revolution mit der Vergangenheit so ganz und gar gebrochen, daß es viel Mühe kostete, es mit den andern Mächten wieder in die ehemaligen Beziehungen zu bringen. Im vorigen Jahre hatte man nichts Ähnliches zu thun gehabt, denn damals brauchte man immer nur auszuweichen, weil die Unterhandlung nicht aufrichtig gemeint war; in diesem Jahre aber mußte man es zu wirksamen und wohlwollenden Mittheilungen bringen. Lord

Malmesbury ließ Maret ausforschen, um ihn zu einer besondern Unterhandlung zu bewegen. Bevor er darauf einging, schrieb Maret erst nach Paris, um vom französischen Ministerium die Ermächtigung dazu zu erhalten. Er erhielt sie ohne Schwierigkeit und begann auf der Stelle Besprechungen mit den englischen Unterhändlern.

Es war nicht mehr die Rede davon, die Niederlande streitig zu machen oder die neue Stellung Hollands im Verhältniß zu Frankreich zur Erörterung zu bringen; aber England wollte einige der hauptsächlichsten Kolonien behalten, die es erobert, um sich theils für die Kriegskosten, theils für die Zugeständnisse zu entschädigen, die es uns machte. Es war bereit, uns alle unsere Kolonien zurückzugeben und selbst jeden Anspruch auf St. Domingo fallen zu lassen, ja, uns zur Wiederherstellung unserer Herrschaft daselbst behülflich zu sein; aber es machte dafür den Anspruch, sich auf Kosten Hollands und Spaniens schadlos zu halten. So wollte es Spanien die Insel Trinidad nicht zurückgeben, deren es sich bemächtigt und die wegen ihrer Lage am Eingange des Antillenmeeres eine sehr wichtige Kolonie war. Von den Besitzungen, die es Holland genommen, wollte es das Kap der guten Hoffnung behalten, welches die Schifffahrt beider Ozeane beherrscht, und Trinquemala, den Haupthafen der Insel Ceylon; ferner wollte es die Stadt Negapatnam auf der Küste Koromandel gegen die Stadt und das Fort Cochin auf der Küste von Malabar, eine für England sehr werthvolle Niederlassung, vertauschen. In Betreff der Entsagung auf den Titel „König von Frankreich" wollten die englischen Unterhändler nicht nachgeben wegen der königlichen Familie, die zum Frieden wenig geneigt war und deren Eitelkeit man schonen mußte. Die Herausgabe der in Toulon eroberten Schiffe, die bereits auf englische Weise ausgerüstet und bemannt waren, fanden sie zu schmachvoll und boten statt derselben eine Entschädigung von 12 Millionen. Als Grund gab Lord Malmesbury unserm Unterhändler Maret an, er könne unmöglich nach London zurückkehren, nachdem er Alles zurückgegeben und dem englischen Volke keine der

Eroberungen bewahrt, die es bezahlt mit seinem Blut und seinem Vermögen. Um übrigens seine Aufrichtigkeit zu beweisen, zeigte er alle Sir Ellis übergebenen geheimen Instruktionen, welche den Beweis enthielten, daß Pitt den Frieden wirklich wünschte. Diese Bedingungen verdienten besprochen zu werden.

Ein Umstand, der plötzlich eintrat, verschaffte den französischen Unterhändlern vielen Vortheil. Außer der Vereinigung der spanischen, holländischen und französischen Flotte in Brest, die von dem ersten Windstoß abhing, welcher den Admiral Jervis von Kadix entfernte, hatte England noch eine andere Gefahr zu fürchten. Von Spanien und Frankreich in Furcht gesetzt, hatte Portugal seinen alten Bundesgenossen fahren lassen und einen Vertrag mit Frankreich geschlossen. Die Hauptbedingung des Vertrages war, daß es gleichzeitig nicht mehr als sechs den kriegführenden Mächten gehörige bewaffnete Schiffe aufnehmen dürfe. So verlor England also seine wichtige Station im Tajo. Dieser unerwartete Vertrag gab die englischen Unterhändler Maret ein wenig in die Hände. Man begann die schließlichen Bedingungen zu verhandeln. Trinidad konnte man den Engländern nicht entreißen; in Betreff des Kaps der guten Hoffnung kam man endlich überein, daß es an Holland solle zurückgegeben werden, aber unter einer ausdrücklichen Bedingung, der, daß Frankreich seinen Einfluß auf Holland nie anwenden solle, um sich dieses Landes zu bemächtigen. Dies fürchtete England am allermeisten. Es wollte dies Land weniger selbst haben als nur uns nehmen. Die Rückgabe wurde beschlossen mit der Bedingung, daß wir es niemals selbst besitzen sollten. Trinquemala, welches den Besitz Ceylons mit sich brachte, sollten die Engländer behalten, jedoch mit dem Anschein der Abwechselung. Es sollte nämlich eine holländische Besatzung mit einer englischen wechseln; man war aber übereingekommen, daß dies eine ganz nichtsbedeutende Förmlichkeit sein und dieser Hafen den Engländern wirklich verbleiben solle. Auf den Austausch Cochins gegen Negapatnam bestanden die Engländer noch, ohne ihn jedoch zu

einer Bedingung sine qua non zu machen. Die 12 Millionen für die in Toulon eroberten Schiffe wurden angenommen. In Betreff des Titels „König von Frankreich“ kam man dahin überein, daß der König von England aufhören solle, ihn zu führen, ohne demselben gerade ausdrücklich zu entsagen.

Das war der Stand der gegenseitigen Ansprüche. Letourneur, der mit Maret allein geblieben, seit Pleville le Peley zum Marineminister berufen und abgereist war, wußte gar nichts von der geheimen Unterhandlung. Maret entschädigte ihn für seine Bedeutungslosigkeit dadurch, daß er ihm alle äußerlichen Ehren, alle öffentlichen Vertretungsunterhandlungen überließ, auf welche dieser ehrliche und leichte Mann viel gab. Maret hatte dem Direktorium alle Einzelnheiten der Unterhandlung mitgetheilt und erwartete dessen Entscheidung. Noch nie waren Frankreich und England näher daran gewesen, sich zu versöhnen. Es war klar, daß die Unterhandlung von Lille ganz abgesondert vor sich ging von der in Udine und daß England für sich handelte, ohne sich mit Österreich zu verständigen zu suchen.

Die Entscheidung in Betreff dieser Unterhandlungen mußte das Direktorium mehr in Bewegung setzen als jede andere Frage. Die royalistische Faktion verlangte wüthend den Frieden, ohne ihn wirklich zu wünschen; die Konstitutionellen wollten ihn aufrichtig, selbst wenn er einige Opfer kosten sollte; die Republikaner wollten ihn ohne Opfer und wünschten vor allen Dingen den Ruhm der Republik. Sie hätten gern Italien ganz befreit und die Kolonien unserer Bundesgenossen zurückgegeben gesehen, selbst wenn es noch einen neuen Feldzug kosten sollte. Die Meinungen der fünf Direktoren wurden ihnen von ihrer Stellung diktirt. Carnot und Barthelemy stimmten dafür, die Bedingungen Österreichs und Englands anzunehmen; die drei andern Direktoren vertraten die entgegengesetzte Ansicht. Diese Fragen entzweiten die beiden Parteien des Direktoriums vollends. Barras machte Carnot bittere Vorwürfe wegen der Präliminarien von

Leoben, deren Genehmigung er kräftig unterstützt und bediente sich gegen ihn der ungemessensten Ausdrücke. Carnot erwiderte bei dieser Gelegenheit „man dürfe Österreich nicht unterdrücken", was so viel hieß, als, die Bedingungen müßten gemäßigt sein, wenn der Friede Dauer haben solle. Aber seine Kollegen nahmen diesen Ausdruck sehr übel auf und Rewbell fragte ihn, ob er ein Minister Österreichs oder ein Beamter der Republik sei. Die drei Direktoren wollten, als sie die Depeschen Bonaparte's erhielten, man solle die Unterhandlungen sofort abbrechen und die Feindseligkeiten wieder beginnen. Allein der Zustand der Republik, die Besorgniß, den Feinden der Regierung neue Waffen in die Hände zu geben und ihnen den Vorwand zu verschaffen, das Direktorium werde nie Frieden schließen, bewogen die Direktoren, noch zu warten. Sie schrieben Bonaparte, er müsse das Maß der Geduld voll machen und noch warten, bis sich die Unredlichkeit der Österreicher auf eine schlagende Weise zeige und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten ihnen allein könne zugeschrieben werden.

In Betreff der Liller Konferenzen war die Frage mit nicht minderen Verlegenheiten verbunden. Für Frankreich war die Entschließung leicht, denn man gab ihm Alles zurück, in Bezug auf Spanien aber, welches Trinidad und auf Holland, welches Trinquemala verlieren sollte, war die Frage schwer zu lösen. Carnot, den seine neue Stellung nöthigte, stets für den Frieden zu sein, stimmte für die Annahme dieser Bedingungen, obgleich sie nicht sehr edelmüthig gegen unsere Verbündeten waren. Da man mit Holland und den Parteien, die es spalteten, sehr unzufrieden war, rieth er, es sich selbst zu überlassen und sich nicht mehr um sein Schicksal zu kümmern, ein Rath, der eben so wenig edel war, als der, seine Kolonien zu opfern. Rewbell wurde bei dieser Frage sehr hitzig. Leidenschaftlich und bis zur Ungerechtigkeit eingenommen für die Interessen Frankreichs, verlangte er, man solle sich in Holland, anstatt es aufzugeben, vielmehr allmächtig machen, es in eine Provinz der Republik verwandeln; be-

sonders widersetzte er sich mit ganzer Kraft der Annahme des Artikels, durch welchen Frankreich dem Besitz des Kaps der guten Hoffnung für immer entsagte. Er bestand vielmehr darauf, diese und mehrere andere Kolonien müßten uns eines Tages als Lohn für unsere Dienste wieder zufallen. Er vertheidigte, wie man sieht, die Interessen der Bundesgenossen mehr noch für uns selbst als für sie. Lareveillière, der aus Billigkeitsgefühl ihre Interessen bedeutend in Anschlag brachte, verwarf die vorgeschlagenen Bedingungen aus ganz andern Gründen. Er hielt es für eine Schmach, Spanien hinzuopfern, das man in einen ihm gewissermaßen fremden Kampf hineingezogen und das man jetzt zum Lohn für das Bündniß mit uns nöthigen wolle, eine wichtige Kolonie fahren zu lassen. Eben so schmachvoll fand er es, Holland zu opfern, das man in die Laufbahn der Revolution mit hineingerissen, dessen Schicksal man auf sich genommen und das man jetzt nicht nur seiner reichsten Besitzungen berauben, sondern auch einer schrecklichen Anarchie anheimgeben wolle; denn wenn Frankreich seine Hand von diesem Lande abzog, mußte es in der That in die unglückseligsten Unordnungen hineingerathen. Lareveillière sagte, man werde die Schuld tragen an allem Blut, das da fließen würde. Edel war diese Politik, aber vielleicht nicht berechnet genug. Unsere Verbündeten erlitten Verluste; es war nun die Frage, ob sie nicht größere erleiden möchten, wenn sie den Krieg fortsetzten. Der fernere Verlauf hat es bewiesen. Aber die Triumphe Frankreichs auf dem Festlande ließen damals hoffen, daß es, erst einmal von Österreich befreit, auch zur See eben so große erringen würde. Das Aufgeben unserer Verbündeten schien schmachvoll; man schlug daher einen andern Weg ein. Man beschloß, sich an Spanien und Holland zu wenden und sich nach ihren Absichten zu erkundigen. Sie sollten erklären, ob sie den Frieden wollten um den Preis der von England verlangten Opfer, in dem Falle aber, daß sie die Fortsetzung des Kriegs vorzögen, zugleich angeben, welche Streitkräfte sie zusammenzubringen erbötig seien zur Vertheidigung der gemeinschaftlichen Interessen. Man schrieb

nach Lille, die Antwort auf die Vorschläge Englands könne nicht früher gegeben werden, als bis man die Bundesgenossen befragt habe.

Diese Erörterungen entzweiten die Direktoren vollends. Der Augenblick der Katastrophe nahte heran; die beiden Parteien verfolgten ihren Weg und wurden jeden Tag gereizter. Die Finanzkommission im Rath der Fünfhundert hatte ihre Maßregeln umgearbeitet, um sie im Rath der Alten mit einigen Änderungen zur Annahme zu bringen. Die Bestimmungen in Betreff der Staatskasse waren auf eine leichtsinnige Weise abgeändert. Das Direktorium sollte nichts zu thun haben mit den Werthveräußerungen und ohne die Unterscheidung zwischen dem Ordentlichen und Außerordentlichen zu bestätigen oder abzuschaffen, hatte man festgesetzt, daß die auf die Besoldung des Heeres bezüglichen Ausgaben stets den Vorzug haben sollten. Vorherverausgabungen waren für die Zukunft verboten, aber die schon geschehenen nicht widerrufen. Die neuen Bestimmungen endlich über den Verkauf der Nationalgüter wurden wieder vorgebracht, aber mit einer wichtigen Abänderung, der nämlich, daß die Ordonnanzen der Minister und die Scheine der Lieferanten wie die Dreiviertelscheine für die Güter in Zahlung genommen werden sollten. Diese Maßregeln waren in ihrer neuen Fassung angenommen. Sie waren so minder zerstörerisch für die Mittel der Staatskasse, aber immer noch sehr gefährlich. Alle Strafgesetze gegen die Priester waren abgeschafft und der Eid in eine bloße Erklärung verwandelt, in welcher die Priester versprachen, sich den Gesetzen der Republik zu unterwerfen. Noch war weder von der Form des Gottesdienstes noch von den Glocken die Rede gewesen. Die Erbschaften der Ausgewanderten fielen nicht mehr dem Staat, sondern den Verwandten zu. Die Familien, welche der Republik schon das väterliche Erbtheil eines ausgewanderten Sohnes oder Verwandten hatten auszahlen müssen, sollten eine Entschädigung erhalten. Der Verkauf der Presbyterien wurde ausgesetzt. Die Einrichtung der Nationalgarde endlich nach den oben angegebenen Grundlagen, die wichtigste aller Maßregeln, war in einigen Tagen angenom-

men worden. Die Bildung dieser Garde sollte auf dem Wege der Wahl stattfinden. Dies war die Maßregel, von welcher Pichegru und seine Anhänger für die Ausführung ihrer Pläne das Meiste hofften. Sie hatten auch einen Artikel hinzusetzen lassen, dem zufolge die Arbeit ihrer Zusammensetzung zehn Tage nach Veröffentlichung des Gesetzes beginnen sollte. So waren sie versichert, bald die Pariser Garde und und mit ihr alle Aufständigen des Vendemiaire zusammengebracht zu haben.

Das Direktorium seinerseits, überzeugt vom Hereindrohen der Gefahr und stets in der Vermuthung, es bestehe eine Verschwörung, die zum Ausbruch bereit sei, hatte die drohendste Haltung angenommen. Augereau war nicht allein in Paris. Da die Heere nichts zu thun hatten, waren eine Menge von Generalen herbeigeeilt. Man sah in der Hauptstadt den Chef vom Generalstabe Hoche's, Cherin, die Generale Lemoine und Humbert, welche die gegen Paris angerückten Divisionen befehligten, Kleber und Lefebvre, die sich auf Urlaub befanden, endlich Bernadotte, den Bonaparte mit den Fahnen abgesandt, die noch dem Direktorium zu überreichen waren. Außer diesen Oberoffizieren befanden sich in Paris noch viele andere Offiziere jeden Ranges, die seit der Verringerung der Stämme entlassen waren, eine Anstellung suchten und sich auf drohende Weise gegen die Versammlungen äußerten. Eine Menge von Revolutionärs waren aus den Provinzen herbeigeeilt, wie sie stets thaten, sobald sie eine Bewegung hofften. Außer diesen Anzeichen konnte auch die Richtung und Bestimmung der Truppen keinen Zweifel lassen. Sie lagen alle in der Umgegend von Rheims in Quartier. Man sagte sich, wenn sie blos zu der Expedition nach Irland bestimmt wären, würden sie ihren Marsch nach Brest fortgesetzt haben und nicht in den Paris benachbarten Departements geblieben sein; Hoche wäre dann nicht in sein Hauptquartier zurückgekehrt, endlich aber würde man zu einem Unternehmen über See nicht so viel Kavallerie zusammengebracht haben. Eine Kommission hatte, wie wir gesehen, den Auftrag erhalten, eine

Untersuchung dieser Thatsachen anzustellen und darüber zu berichten. Das Direktorium hatte dieser Kommission nur sehr unbestimmte Erklärungen gegeben. Die Truppen seien, sagte es, für eine ferne Bestimmung in Bewegung gesetzt durch einen Befehl des Generals Hoche, der ihn vom Direktorium überkommen und sie hätten nur in Folge des Irrthums eines Kriegskommissärs die verfassungsmäßige Gränzmarke überschritten. Aber die Versammlungen hatten durch Pichegru geantwortet: die Truppen könnten nicht blos auf den Befehl eines Obergenerals von einem Heere zu einem andern geschickt werden; der General müsse seinen Befehl höhern Orts herhaben; vom Direktorium könne er ihn nur durch Vermittlung des Kriegsministers erhalten; der Kriegsminister Petiet habe diesen Befehl nicht gegengezeichnet, mithin habe der General Hoche ohne eine ausdrückliche Ermächtigung gehandelt; wenn endlich die Truppen in die Ferne bestimmt seien, müßten sie ihren Marsch fortsetzen und nicht sich um Paris anhäufen. Diese Einwendungen waren ganz richtig und das Direktorium hatte gute Gründe, dieselben nicht zu beantworten. Die Versammlungen dekretirten in Folge dieser Bemerkungen, es solle ein Kreis von zwölf Stunden Halbmesser um Paris gezogen und auf allen Wegen durch Markſäulen bezeichnet werden: die Offiziere der Truppen, welche diese Marksteine überschritten, sollten des Hochverraths schuldig sein.

Bald aber wurde der Lärm durch neue Thatsachen vermehrt. Hoche hatte seine Truppen in den Norddepartements um Sedan und Rheims zusammengezogen, einige Tagemärsche von Paris, und außerdem neue Truppen in derselben Richtung aufbrechen lassen. Diese Truppenbewegungen, die Äußerungen der Soldaten, die Bewegung, welche in Paris herrschte, die Zänkereien der entlassenen Offiziere mit den jungen Leuten, welche die Tracht der goldgeschmückten Jugend trugen, Alles dies gab dem General Willot Anlaß zu einer zweiten Beschwerde. Er stieg auf die Rednerbühne, sprach von einem Marsche der Truppen, von dem Geiste, der sich unter ihnen zeige, von ihrer

Wuth gegen die beiden Versammlungen und erklärte sich bei dieser Gelegenheit gegen die Adressen der italienischen Armee und gegen die Veröffentlichung derselben durch das Direktorium. Demgemäß trug er darauf an, man solle die Inspektoren des Saals beauftragen, neue Erkundigungen einzuziehen und einen neuen Bericht zu erstatten. Die Deputirten, welche den Titel „Saalinspektoren" führten, hatten die Polizei in den Versammlungen unter sich und waren mithin gehalten, für deren Sicherheit zu sorgen. Der Vorschlag Willots wurde angenommen und auf den Antrag der Inspektorenkommission richtete man am 17. Thermidor mehrere Fragen an das Direktorium, die dasselbe in Verlegenheit setzen mußten. Man kam noch einmal zurück auf die Natur der Befehle, kraft deren der General Hoche gehandelt. Könne man endlich die Natur dieser Befehle erklären? Habe man Anstalten getroffen, den Artikel der Verfassung in Ausführung zu bringen, der den Truppen verbiete, Berathungen zu halten?

Das Direktorium beschloß diese neuen Fragen durch eine energische Botschaft zu erwidern, ohne sich jedoch zu Erklärungen zu verstehen, die zu geben ihm nicht anstand. Lareveillière besorgte die Abfassung; Carnot und Barthelemy weigerten sich, zu unterzeichnen. Diese Botschaft wurde am 23. Thermidor mitgetheilt. Sie enthielt nichts Neues hinsichtlich der Truppenbewegungen. Die Divisionsgenerale, die gegen Paris marschirt, sagte das Direktorium, hätten vom General Hoche und Hoche vom Direktorium Befehl erhalten. Der Vermittler, der den Befehl ausgefertigt, war nicht genannt. In Bezug auf die Adressen sagte das Direktorium, die Bedeutung des Worts „berathen" sei zu unbestimmt, als daß man entscheiden könne, ob die Heere gefehlt, indem sie ihre Adressen eingesandt; es erkenne an, wie gefährlich es sei, die Heere eine Ansicht aussprechen zu lassen und werde neue Veröffentlichungen dieser Art verhindern; übrigens aber müsse man, bevor man den Schritt anklage, den sich die Soldaten der Republik erlaubt, auf die Ursachen zurückgehen, die ihn hervorgerufen; diese Ursachen lägen in der allgemeinen Besorgniß,

die sich seit einigen Monaten aller Gemüther bemächtigt; in der Unzulänglichkeit der Staatseinkünfte, welche alle Theile der Verwaltung in der kläglichsten Lage lasse und oft die Männer ihrer Löhnung beraube, welche seit Jahren ihr Blut vergossen und ihre Kräfte aufgerieben, um der Republik zu dienen; in den Verfolgungen und Ermordungen der Ankäufer von Nationalgütern, Staatsbeamten, Vaterlandsvertheidigern; in der Straflosigkeit der Verbrechen und der Parteilichkeit gewisser Gerichte; in der Unverschämtheit der Ausgewanderten und widerspenstigen Priester, die, unverhohlen zurückgerufen und begünstigt, allerwärts überhandnähmen, die Flamme der Zwietracht anschürten und Verachtung gegen die Gesetze einflößten; in der Menge von Journalen, welche die Heere und das Innere überschwemmten und nichts predigten, als das Königthum und den Umsturz der Republik; in dem immer nur schlecht verhohlenen und oftmals offen an den Tag gelegten Interesse am Ruhme Österreichs und Englands; in der Mühe, die man sich gebe, den verdienten Ruhm unserer Krieger zu schmälern; in den Verläumdungen, die man gegen zwei ruhmwürdige Generale aussprenge, von denen der eine im Westen, der andere in Italien zu seinen Heldenthaten noch die unsterbliche Ehre des schönsten politischen Benehmens hinzugefügt; endlich aber in den unheilvollen Anschlägen, die Männer von größerem und geringerem Einfluß auf das Schicksal des Staats merken ließen. Übrigens aber, schloß das Direktorium, habe es den festen Entschluß gefaßt und hege gegründete Hoffnung, Frankreich vor dem neuen Umsturz retten zu können, mit dem man es bedrohe. — Weit entfernt also sein Benehmen zu erklären und zu entschuldigen, erhob das Direktorium vielmehr Gegenbeschuldigungen und legte offen die Absicht an den Tag, den Kampf durchzuführen und die Hoffnung, siegreich aus demselben hervorzugehen. Diese Botschaft wurde für eine wahre Kriegserklärung genommen und machte außerordentliches Aufsehen. Auf der Stelle ernannten die Fünfhundert eine Kommission, um die Botschaft zu prüfen und zu beantworten.

Die Konstitutionellen begannen in Schrecken zu gerathen über die Lage der Dinge. Sie sahen auf der einen Seite das Direktorium bereit, sich auf die Heere zu stützen, auf der andern die Clichyens, bereit, die Miliz vom Vendemiaire zusammenzubringen unter dem Vorwande, die Nationalgarde zu organisiren. Diejenigen, welche aufrichtig republikanisch gesinnt waren, wünschten lieber dem Direktorium den Sieg, Alle aber hätten es vorgezogen, wenn die Sache ohne Kampf abgegangen wäre. Jetzt wurden sie gewahr, wie unheilvoll ihre Opposition gewesen, die das Direktorium erschreckt und die Rückschrittsmänner ermuthigt hatte. Sie gestanden sich ihr Unrecht nicht ein, sondern beklagten nur die Lage der Dinge, indem sie dieselbe, wie gewöhnlich, ihren Gegnern zur Last legten. Die Clichyens, welche nicht eingeweiht waren in das Geheimniß der Gegenrevolution und sie nicht einmal wünschten, sondern sich nur durch einen unklugen Haß gegen die Ausschweifungen der Revolution bewegen ließen, fingen an zu erschrecken und fürchteten durch ihren Widerspruch alle revolutionären Neigungen des Direktoriums wieder erweckt zu haben. Ihre Hitze hatte sich gelegt. Die ganz royalistischen Clichyens waren sehr beeilt, zu handeln und fürchteten, man möchte ihnen zuvorkommen. Sie umringten Pichegru und spornten ihn heftig an. Dieser aber gab mit seinem gewohnten Phlegma den Agenten des Prätendenten Versprechungen und — wartete. Übrigens hatte er auch noch keine wirklichen Mittel in Händen, denn etliche Auswanderer und etliche Chouans, die sich in Paris befanden, bildeten noch keine genügende Macht und bevor er die Nationalgarde in Händen hatte, konnte er keinen ernstlichen Versuch machen. Bei seiner Kaltblütigkeit und Vorsicht beurtheilte er diese Lage ganz richtig und antwortete auf alles Andringen nur, man müsse noch warten. Man sagte ihm, das Direktorium werde den ersten Schlag führen; er antwortete, das Direktorium würde es nicht wagen. Da er übrigens wirklich nicht an die Kühnheit des Direktoriums glaubte, die Mittel desselben noch ungenügend fand, selbst eine große Rolle spielte und

über viel Geld verfügte, so war es natürlich, daß es ihn nicht eilte, zu handeln.

Die verständigen Gemüther wünschten es bei diesem Stande der Dinge aufrichtig, daß ein Kampf möchte vermieden werden. Sie hätten gern eine Annäherung gesehen, welche die Konstitutionellen und gemäßigten Clichyens zum Direktorium zurückgeführt, diesem die verlorene Majorität wiedergegeben und es so der Nothwendigkeit überhoben hätte, in Gewaltmaßregeln sein Heil zu suchen. Frau von Staël war in der Lage, eine solche Annäherung zu wünschen und zu versuchen. Sie war der Mittelpunkt jener aufgeklärten Gesellschaft, die zwar die Regierung und ihre Häupter ein wenig gemein fand, aber doch die Republik liebte und an ihr festhielt. Frau von Staël liebte diese Regierungsform als diejenige, welche dem menschlichen Geiste den schönsten Tummelplatz eröffne. Schon hatte sie einen ihrer Freunde in einer hohen Stellung angebracht; sie hoffte ihnen Allen Stellen verschaffen und ihre Egeria werden zu können. Sie sah die Gefahr, der diese Ordnung der Dinge ausgesetzt war, die ihr theuer geworden, denn sie empfing bei sich Männer aller Parteien, hörte sie und konnte so den bevorstehenden Zusammenstoß vorhersehen. Sie war edelmüthig, thätig und konnte den Ereignissen nicht fremd bleiben; so war es denn natürlich, daß sie ihren Einfluß zu benutzen suchte, um Männer wieder zu vereinigen, die keine große Meinungsverschiedenheit von einander trennte. In ihrem Salon kamen Republikaner, Konstitutionelle, Clichyens zusammen; sie versuchte die Heftigkeit der Erörterungen zu mildern, indem sie sich mit dem Takt einer guten und geistvollen Frau zwischen ihre Selbstsucht stellte. Aber sie war auch nicht glücklicher in dem Bemühen, Parteiversöhnungen zu Stande zu bringen, als man es gewöhnlich ist und die am meisten entgegengesetzten Männer fingen an, aus ihrem Hause fortzubleiben. Sie suchte mit den beiden Kommissionen zu sprechen, die man ernannt, um die letzte Botschaft des Direktoriums zu beantworten. Einige von denselben waren Konstitutionelle, so Thibau=

deau, Emery, Simeon, Tronçon Ducoudray, Portalis. Durch sie konnte man einwirken auf die Abfassung der beiden Berichte und diese Berichte hatten große Wichtigkeit, denn sie waren die Antwort auf die Herausforderung des Direktoriums. Frau von Staël gab sich viel Mühe sowol persönlich, als durch Vermittlung ihrer Freunde. Die Konstitutionellen wünschten eine Annäherung, denn sie sahen die Gefahr ein; aber diese Annäherung erheischte von ihrer Seite Opfer, zu denen sie schwer zu bewegen sein mußten. Hätte das Direktorium wirkliche Fehler begangen und strafbare Maßregeln getroffen gehabt, so hätte man die Widerrufung gewisser Schritte unterhandeln und einen Vertrag mit gegenseitigen Opfern schließen können; so aber hatte das Direktorium, ausgenommen das tadelnswerthe Privatleben Barras', der Mehrheit nach, so viel Eifer und Anhänglichkeit an der Verfassung bewiesen, als man nur irgend wünschen konnte. Man konnte ihm keine Handlung der Willkür, keine Anmaßung nicht zustehender Macht vorwerfen. Die so vielfach beschuldigte Verwaltung der Finanzen war ein nothwendiges Ergebniß der Umstände. Der Ministerwechsel, die Truppenbewegungen, die Adressen der Heere, die Ernennung Augereau's, das waren die einzigen Thatsachen, die man anführen konnte als hindeutend auf zu fürchtende Absichten. Aber dies waren nur Vorsichtsmaßregeln, welche die Gefahr unumgänglich nothwendig gemacht und man mußte die Gefahr ganz beseitigen, indem man dem Direktorium die Majorität zurückgab, um zu dem Verlangen berechtigt zu sein, daß es diese Vorsichtsmaßregeln aufgebe. Die Konstitutionellen dagegen hatten die Neuerwählten in allen ihren Angriffen, wie ungerecht und unbillig sie auch sein mochten, unterstützt und so hatten nur sie Grund, mit ihrer Richtung umzukehren. Man konnte daher von dem Direktorium Nichts, von den Konstitutionellen aber Viel verlangen und das machte ein gegenseitiges Opferbringen unmöglich, die sich gegenüberstehende Selbstliebe unversöhnlich.

Frau von Staël suchte persönlich und durch ihre Freunde zu

verstehen zu geben, daß das Direktorium bereit sei, Alles zu wagen, daß die Konstitutionellen als Opfer ihrer Hartnäckigkeit fallen und die Republik mit ihnen verloren sein würde. Diese aber wollten nichts zurücknehmen, weigerten sich gegen jede Art von Zugeständniß und verlangten, das Direktorium solle ihnen entgegenkommen. Man sprach mit Rewbell und Lareveillière. Dieser wies die Erörterungen nicht zurück, zählte die Handlungen des Direktoriums auf und fragte bei jeder, ob sie einen Vorwurf verdiene? Man konnte ihm nichts darauf antworten. Was die verlangte Entlassung Augereau's anbetraf und die Zurücknahme aller Maßregeln, die einen nahe bevorstehenden entschlossenen Schritt andeuteten, waren Lareveillière und Rewbell unerschütterlich, wollten nichts bewilligen und bewiesen durch ihre kalte Festigkeit, daß ein größerer Entschluß gefaßt sei.

Frau von Staël und Diejenigen, welche sie in ihrem löblichen, aber vergeblichen Unternehmen unterstützten, richteten dringende Bitten an die Mitglieder der beiden Kommissionen, sie möchten keine zu heftigen Gesetzgebungsmaßregeln vorschlagen, besonders aber in ihrer Antwort auf die Anklagepunkte in der Botschaft des Direktoriums sich nicht gefährlichen und aufreizenden Beschuldigungen hingeben. Alle diese Bemühungen waren umsonst, denn es giebt kein Beispiel, daß eine Partei jemals einem guten Rath gefolgt wäre. In beiden Kommissionen befanden sich Clichyens, die natürlich die allerheftigsten Maßregeln wünschten. Zunächst wollten sie die Untersuchung der gegen die Sicherheit des gesetzgebenden Körpers verstoßenden Schritte ausdrücklich dem Kriminalgeschwornengericht von Paris übertragen und die Entfernung aller Truppen aus dem verfassungsmäßigen Bezirk fordern; besonders verlangten sie, daß dieser verfassungsmäßige Bezirk zu keiner Militärdivision gehören solle. Letzteres hatte den Zweck, Augereau das Kommando von Paris zu nehmen und so durch ein Dekret auszuwirken, was man auf dem Wege der Unterhandlung nicht hatte erreichen können. Diese Maßregeln wurden von den beiden Kommissionen angenommen. Aber Thibaudeau und Tronçon

Ducoudray, die, der Eine im Rath der Fünfhundert, der Andere im Rath der Alten, den Bericht zu erstatten hatten, weigerten sich eben so verständig als fest, den letztgenannten Vorschlag mitzutheilen. Man ließ sie fallen und begnügte sich mit den beiden ersten. Tronçon Ducoudray erstattete seinen Bericht am 3. und Thibaudeau den seinigen am 4. Fruktidor. Sie beantworteten auf eine mittelbare Weise die Vorwürfe des Direktoriums und Tronçon Ducoudray forderte den Rath der Alten auf, sich mit seiner Weisheit und Würde als Vermittler zwischen die zu große Heftigkeit der jungen Gesetzgeber und die Empfindlichkeit der vollziehenden Gewalt zu stellen. Thibaudeau bemühte sich, die Versammlungen zu rechtfertigen und zu beweisen, daß sie weder die Regierung anzugreifen, noch die Heere zu verläumden beabsichtigt. In Betreff Venedigs kam er auf den Antrag Dumolards zurück und versicherte, man habe die Helden in Italien nicht angreifen wollen, behauptete aber, ihre Schöpfungen würden nicht dauerhaft sein, so lange sie nicht die Genehmigung der beiden Versammlungen erhalten hätten. Die beiden unbedeutenden Maßregeln, die man vorgeschlagen, wurden angenommen und diese so sehr erörterten Berichte hatten gar keine Wirkung. Sie zeigten recht klar die Ohnmacht, zu der sich die Konstitutionellen verurtheilt durch ihre zweideutige Stellung zwischen der royalistischen Faktion und dem Direktorium, indem sie sich weder mit der einen verschwören, noch dem andern Zugeständnisse machen wollten.

Die Clichyens beschwerten sich sehr über die Bedeutungslosigkeit dieser Berichte und deklamirten gegen die Schwäche der Konstitutionellen. Die heftigsten unter ihnen wollten den Kampf und besonders die Mittel, ihn zu liefern und fragten, was das Direktorium thue, um die Nationalgarde zu organisiren. Dies war es gerade, was das Direktorium nicht thun wollte und womit sich nicht zu beschäftigen es fest entschlossen war.

Carnot befand sich in einer noch seltsameren Lage als die Konstitutionellen. Er hatte sich mit den Clichyens offen entzweit, als er

ihre Richtung erkannt; den Konstitutionellen half er nichts und hatte keinen Antheil genommen an ihren Annäherungsversuchen, denn er war allzu reizbar, um sich mit seinen Kollegen zu versöhnen. Er stand allein, ohne Stütze, mitten in einer Leere und hatte auch kein rechtes Ziel mehr, denn das Ziel der Eigenliebe, welches er anfangs gehabt, war verfehlt und die neue Majorität, die er gehofft, unmöglich geworden. Dennoch verlangte er ganz ausdrücklich, in einem lächerlichen Eigensinne, die Wünsche der Opposition im Direktorium zu unterstützen, die Organisation der Nationalgarde. Sein Vorsitz im Direktorium ging zu Ende und er benutzte die ihm noch übrige Zeit, diesen Gegenstand zur Erörterung zu bringen. Larevellière erhob sich jetzt mit Festigkeit und wollte, da er nie einen persönlichen Streit mit ihm gehabt, ihn zu guter letzt noch einmal anreden, um ihn womöglich zu seinen Kollegen zurückzuführen, sprach sicher und mild mit ihm und richtete an ihn einige Fragen: „Carnot, fragte er ihn, hast du uns jemals einen Vorschlag machen hören, der dahin gestrebt hätte, die Befugniß der Versammlungen zu vermindern, die unsrigen zu vermehren und die Verfassung der Republik zu gefährden? — Nein, antwortete Carnot verlegen. — Hast du, fuhr Larevellière fort, hast du uns jemals in den Finanz-, Kriegs- und diplomatischen Angelegenheiten eine Maßregel vorschlagen hören, die nicht dem Gemeinwohl wäre angemessen gewesen? Und was dich persönlich betrifft, hast du uns jemals deine Verdienste schmälern, deine Leistungen läugnen hören? Seit du dich von uns getrennt, hast du uns einer Rücksichtslosigkeit gegen deine Person zeihen können? Wurde deine Meinung, wenn sie uns nützlich und aufrichtig ausgesprochen schien, darum minder aufmerksam angehört? Habe ich z. B., schloß Larevellière, obgleich du einer Partei angehörst, die mich und meine Familie verfolgt hat, habe ich dir jemals den mindesten Haß bewiesen? — Nein doch, nein! antwortete Carnot auf alle diese Fragen. — Nun wohlan, fuhr Larevellière fort, wie kannst du dich von uns lossagen, um dich einer Partei anzuschließen, die dich täuscht, die sich

deiner zum Sturz der Republik bedienen will, die dich selbst verderben will, nachdem sie sich deiner bedient und dich entehren wird, indem sie dich ins Verderben stürzt?" — Lareveillière wandte die freundschaftlichsten Ausdrücke an, um Carnot das Irrthümliche und die Gefahr seines Benehmens zu beweisen. Selbst Rewbell und Barras thaten ihrem Haß Gewalt an und sprachen fast wie Freunde zu ihm, Rewbell aus Pflichtgefühl, Barras aus Leichtfertigkeit. Aber mancher Stolz wird durch freundschaftliche Vorstellungen nur noch mehr erbittert; Carnot blieb kalt und erneuerte nach allen diesen Reden seiner Kollegen ganz trocken seinen Vorschlag, die Organisation der Nationalgarde zur Berathung zu bringen. Die Direktoren hoben jetzt die Sitzung auf und entfernten sich, überzeugt, wie man es bei solchen Gelegenheiten so leicht wird, daß ihr Kollege sie verrathe und mit den Feinden der Regierung einverstanden sei.

Es wurde beschlossen, daß der Staatsstreich gegen ihn und Barthelemy, so wie gegen die Hauptmitglieder der Versammlungen gerichtet werden solle. Folgendes war der Plan, den man fest annahm. Die drei Direktoren glaubten immer noch, die Deputirten von Clichy hätten das Geheimniß der Verschwörung, obschon sie weder gegen sie, noch gegen Pichegru irgend einen neuen Beweis in die Hände bekommen, der ein gerichtliches Verfahren möglich gemacht hätte. Man mußte daher das Mittel eines Staatsstreichs in Anwendung bringen. In den beiden Versammlungen hatten sie eine entschiedene Minorität, der sich, wie sie überzeugt waren, alle Unschlüssigen anschließen würden, welche die halbe Energie reizt und zurückstößt, eine wirklich große aber unterwirft und wieder gewinnt. Sie nahmen sich vor, die beiden Säle des Raths der Alten und des Raths der Fünfhundert schließen zu lassen, einen andern Ort der Sitzung zu bestimmen, hierhin alle Deputirte zu berufen, auf die sie zählen könnten, ein Verzeichniß aufzuschreiben, das die Namen der beiden Direktoren und hundertundachtzig der verdächtigsten Deputirten enthalten sollte und ihre Verbannung ohne gerichtliche Verhandlung auf

dem Wege außerordentlicher Gesetzgebung vorzuschlagen. Sie wollten Niemandes Tod, sondern nur die Entfernung aller gefährlichen Männer. Viele Leute haben gemeint, dieser Staatsstreich sei bereits überflüssig gewesen, weil die Versammlungen, durch den offenbaren Entschluß des Direktoriums eingeschüchtert, schon nachzulassen geschienen; allein dieser Eindruck war nur ein vorübergehender. Wer den Gang der Parteien kennt und ihre lebendige Regsamkeit, dem wird es klar sein, daß die Clichyens, wenn sie das Direktorium nicht handeln gesehen, sich wieder belebt hätten. Hätten sie sich auch in Schranken gehalten bis zu einer neuen Wahl, so würde sich doch bei der Ankunft des dritten Drittels ihr Eifer verdoppelt und sie einen unwiderstehlichen Ungestüm entfaltet haben. Das Direktorium hätte dann nicht einmal mehr die Konventsminorität vorgefunden, die noch in den Versammlungen blieb, um es zu unterstützen, und den außerordentlichen Maßregeln, die es anwenden wollte, eine Art von Gesetzlichkeit geben konnte. Aber selbst wenn man dies unausbleibliche Ergebniß einer neuen Wahl nicht in Betracht zieht, so war das Direktorium doch, wofern es nicht handelte, genöthigt, die Gesetze zu vollziehen und die Nationalgarde zu reorganisiren, d. h. der Gegenrevolution die Armee des Vendemiaire zu geben, was einen entsetzlichen Bürgerkrieg zwischen Nationalgarde und Linientruppen würde herbeigeführt haben. So lange Pichegru und einigen Umtrieblern weiter nichts zu Gebote stand, als Anträge im Rath der Fünfhundert und etliche Auswanderer und Chouans, die sich in Paris befanden, so lange waren ihre Pläne nicht sehr zu fürchten; hatten sie aber die Nationalgarde für sich, so konnten sie eine Schlacht liefern und den Bürgerkrieg beginnen.

Rewbell und Lareveillière beschlossen daher, daß ohne Verzug zu handeln sei und daß man die Ungewißheit nicht verlängern dürfe. Nur Barras zögerte noch und gab seinen Kollegen dadurch Anlaß zur Besorgniß. Sie fürchteten stets, er möchte sich entweder mit der royalistischen oder jakobinischen Partei verständigen und einen „Tag"

machen. Deshalb überwachten sie ihn aufmerksam und gaben sich fortwährend Mühe, Augereau für sich zu gewinnen, indem sie sich an seine Eitelkeit wandten und ihn empfänglich zu machen suchten für die Achtung ehrenhafter Männer. Es bedurfte jedoch noch einiger Vorbereitungen, theils um die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers zu gewinnen, theils um die Truppen geeignet zu stimmen und sich Geld zu verschaffen. Man zögerte also noch einige Tage. Vom Minister Ramel wollte man kein Geld fordern, um ihn nicht bloßzustellen und wartete daher auf das, was Bonaparte versprochen, das aber noch immer nicht ankam.

Bonaparte hatte, wie wir gesehen, seinen Adjutanten Lavalette nach Paris geschickt, um in steter Bekanntschaft mit den dortigen Umtrieben zu bleiben. Das Schauspiel, welches Paris darbot, hatte Lavalette ziemlich verstimmt und er hatte seine Eindrücke Bonaparte mitgetheilt. In die politischen Feindseligkeiten mischt sich so viel persönlicher Groll, daß der Anblick der Parteien, in der Nähe gesehen, sehr abstoßend wird. Ja, wenn man sich von dem persönlichen Theil der politischen Zwistigkeiten einnehmen läßt, kann man versucht sein zu glauben, es sei nichts Edelmüthiges, Aufrichtiges, Patriotisches in den Beweggründen, welche die Menschen entzweien. Diesen Eindruck konnten die Kämpfe der drei Direktoren Lareveillière, Barras, Rewbell gegen Barthelemy und Carnot und der Kampf der Konventsmänner gegen die Clichyens wol machen, denn es war ein schreckliches Gewirr, in welchem die Eigenliebe und das verletzte Interesse beim ersten Anblick scheinen konnte die Hauptrolle zu spielen. Zu allen den Ansprüchen, die schon mit einander rangen, gesellten sich noch die der in Paris gegenwärtigen Militärs. Obgleich gegen die Partei von Clichy erbittert, waren sie doch dem Direktorium nicht besonders hold, denn man wird gewöhnlich anspruchsvoll und argwöhnisch, wenn man sich für nothwendig hält. Die Militärs gruppirten sich um den Minister Scheerer und waren geneigt, sich zu beklagen, als habe die Regierung nicht genug für sie gethan. Kleber,

der edelste, aber auch der am schwersten zu behandelnde Charakter, welchen man sehr gut durch die Bemerkung geschildert hat, daß er weder der Erste, noch der Zweite sein mochte, Kleber hatte dem Direktorium in seiner originellen Ausdrucksweise gesagt: „Ich werde auf eure Feinde schießen, wenn sie euch angreifen, aber während ich ihnen das Antlitz zuwende, kehre ich euch den Rücken." Lefebvre, Bernadotte und alle Andern sprechen sich ähnlich aus. Von diesem Wirrwarr überrascht, schrieb Lavalette an Bonaparte in einer Weise, die ihn veranlassen mußte, unabhängig zu bleiben. Seitdem wollte sich dieser, zufrieden, den Anstoß gegeben zu haben, nicht weiter einlassen und beschloß den Ausgang abzuwarten. Er schrieb nicht mehr. Das Direktorium wandte sich jetzt an den braven Hoche. Obschon dieser allein ein Recht hatte, mißvergnügt zu sein, schickte er doch 50,000 Franks, den größten Theil der Mitgift seiner Frau.

Man war in den ersten Tagen des Fruktidor; Lareveillière hatte an Carnots Stelle den Vorsitz im Direktorium übernommen. Er sollte den Abgesandten der cisalpinischen Republik, Visconti, und den General Bernadotte empfangen, welcher einige Fahnen überbrachte, die das italienische Heer dem Direktorium noch nicht überschickt. Er beschloß, sich auf die keckste Weise auszusprechen und so Barras zu zwingen, daß er sich entschiede und hielt zwei heftige Reden, in denen er, ohne sie zu bezeichnen, auf die beiden Berichte Thibaudeau's und Trongon Ducoudray's antwortete. Von Venedig und den jüngst befreiten italienischen Völkern hatte Thibaudeau gesagt, ihr Schicksal werde so lange noch nicht festgestellt sein, als man nicht den gesetzgebenden Körper Frankreichs zu Rathe gezogen. Mit einer Anspielung auf diese Worte sagte Lareveillière zu Visconti, die italienischen Völker hätten die Freiheit gewollt, das Recht gehabt, sich dieselbe zu geben und dazu Niemandes Zustimmung in der ganzen Welt bedurft. — „Diese Freiheit, sagte er, die man euch rauben möchte, euch und uns, wir werden sie Alle vertheidigen und sie zu erhalten wissen." — Der drohende Ton der beiden Reden ließ keinen

Zweifel übrig an den Absichten des Direktoriums, denn Männer, welche so sprachen, mußten vollständig gerüstet sein. Dies geschah am 10. Fruktidor. Die Clichyens waren in der größten Unruhe. In ihrer Wuth kamen sie zurück auf ihren Plan, das Direktorium in Anklage zu setzen. Die Konstitutionellen fürchteten einen solchen Plan, weil sie einsahen, daß dies für das Direktorium ein Grund zum Hervorbrechen sein würde, und erklärten, jetzt würden sie sich den Beweis verschaffen von der Verrätherei gewisser Deputirten und ihre Anklage verlangen. Diese Drohung hielt die Clichyens auf und verhinderte die Abfassung einer Anklageakte gegen die fünf Direktoren.

Seit langer Zeit hegten die Clichyens die Absicht, der Kommission der Inspektoren Pichegru und Willot beizugeben, welche für die beiden Generale der Partei galten; aber diese Hinzufügung zwei neuer Mitglieder, durch welche die Zahl auf sieben erhöht wurde, war gegen die Ordnung. Man wartete also die Erneuerung der Kommission ab, die am Anfange jedes Monats stattfand, und brachte Pichegru, Vaublanc, Lerue, Thibaudeau und Emery hinein. Die Kommission der Inspektoren hatte die Polizei des Saales, befehligte die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers und war gewissermaßen die vollziehende Gewalt der Versammlungen. Die Alten hatten eine ähnliche Kommission; diese hatte sich mit der der Fünfhundert vereinigt und beide wachten zusammen für die gemeinschaftliche Sicherheit. Eine Menge von Deputirten begaben sich in diese Kommission, ohne ein Recht zu haben, an derselben Theil zu nehmen, und so war aus ihr ein neuer Clichy-Klub entstanden, in welchem man die heftigsten und überflüssigsten Anträge machte. Zunächst schlug man vor, eine Polizei zu organisiren, um sich in Bekanntschaft zu erhalten mit den Plänen des Direktoriums. Sie wurde einem gewissen Dossonville anvertraut. Da man keine Gelder zur Verfügung hatte, gab Jeder aus seiner Tasche etwas her, aber man brachte nur eine mäßige Summe zusammen. Pichegru, der mit Geld wohl versehen

war, hätte viel beisteuern können, aber es scheint nicht, daß er bei dieser Gelegenheit die von Wickam erhaltenen Gelder anwandte. Diese Polizeiagenten sammelten überall falsche Gerüchte ein und setzten dann damit die Kommissionen in Unruhe.

Jeden Tag sagten sie: „Heute, noch in dieser Nacht wird das Direktorium 200 Deputirte verhaften und durch die Vorstädter ermorden lassen.“ Diese Gerüchte versetzten die Kommissionen in die größte Unruhe und riefen so die unvorsichtigsten Vorschläge hervor. Von allen diesen Vorschlägen erhielt das Direktorium durch seine Spione einen übermüthigen Bericht und gerieth dadurch gleichfalls in große Furcht. Jetzt sagte man in den Salons des Direktoriums, es sei Zeit, den beabsichtigten Schlag zu führen, denn sonst würden die Gegner ihnen zuvorkommen, und machte Drohungen, welche wieder den Clichyens überbracht wurden und ihnen Angst mit Angst vergalten.

Vereint mit diesen Parteien sahen die Konstitutionellen ihre Fehler und ihre Gefahr mit jedem Tage deutlicher ein und waren höchst erschrocken. Carnot, der noch vereinzelter dastand, sich mit den Clichyens überworfen hatte, den Patrioten verhaßt, selbst den gemäßigten Republikanern verdächtig war, verkannt und verläumdet wurde, erhielt täglich drohendere Mittheilungen. Man sagte ihm, er werde auf Befehl seiner Kollegen ermordet werden. Barthelemy, der gleich ihm bedroht und benachrichtigt wurde, war voll Schrecken.

Dieselben Weisungen wurden übrigens Jedermann gegeben. Lareveillière hatte auf eine Weise, die ihm keinen Zweifel lassen konnte, erfahren, es seien Chouans bezahlt, die ihn ermorden sollten. Da man ihn unter den drei Personen der Majorität am festesten fand, so wollte man ihn tödten, um diese Majorität aufzulösen. Gewiß hätte sein Tod Alles verändert, denn der neue Direktor, den dann die Versammlungen ernannten, stimmte dann sicher mit Carnot und Barthelemy. Die Zweckmäßigkeit des Verbrechens und die Einzelnheiten, die man Lareveillière mittheilte, mußten ihn bewegen, auf

seiner Hut zu sein; dennoch ließ er sich nicht außer Fassung bringen und setzte seine Abendspaziergänge im Pflanzengarten fort. Man ließ ihn von Malo, dem Schwadronschef des 21. Regiments, welcher im Lager von Grenelle die Jakobiner niedergesäbelt und der später Brothier und seine Mitschuldigen angezeigt, thätlich beleidigen. Dieser Malo war eine Kreatur Carnots und Cochons und hatte, ohne es zu wollen, den Clichyens Hoffnungen eingeflößt, die ihn verdächtig machten. Er war deshalb vom Direktorium abgesetzt und schrieb seine Absetzung Lareveillière zu. Er ging ins Luxembourg und drohte ihm. Der furchtlose Beamte ließ sich nicht erschrecken durch das Erscheinen eines Kavallerieoffiziers und zog ihn am Arme aus seinem Zimmer hinaus.

Rewbell war heftiger, aber minder fest, obgleich der gemeinschaftlichen Sache sehr ergeben. Man sagte ihm, Barras unterhandle mit einem Sendling des Prätendenten und sei bereit, die Republik zu verrathen. Barras' Verbindungen mit allen Parteien konnten jene Art von Besorgniß einflößen. — „Wir sind verloren, sagte Rewbell; Barras giebt uns preis, wir werden ermordet; es bleibt uns nichts Anderes übrig als die Flucht, denn wir können die Republik nicht mehr retten." Lareveillière war ruhiger und antwortete Rewbell: anstatt zu weichen müßten sie vielmehr zu Barras gehen, nachdrücklich mit ihm reden, ihn zur Erklärung nöthigen und ihm durch große Festigkeit imponiren. Sie gingen Beide zu Barras, befragten ihn mit Ansehen und verlangten zu wissen, warum er noch zögere. Barras, der beschäftigt war, Alles mit Augereau vorzubereiten, verlangte noch drei bis vier Tage und versprach, dann nicht länger zu zögern. Dies geschah am 13. oder 14. Fruktidor. Rewbell faßte wieder Zuversicht und verstand sich dazu, noch zu warten.

Barras und Augereau hatten wirklich Alles zur Ausführung des Staatsstreichs vorbereitet, den man so lange schon beabsichtigte. Die Truppen Hoche's waren um die verfassungsmäßige Marklinie aufgestellt und bereit, sie zu überschreiten und sich in einigen Stunden

nach Paris zu begeben. Durch Vermittlung des Unterbefehlshabers Blanchard und mehrerer anderen Offiziere, die dem Direktorium ergeben waren, hatte man einen großen Theil der Grenadiere des gesetzgebenden Körpers gewonnen und sich ihres Abfalls versichert, um einen Kampf zu vermeiden. Der Oberbefehlshaber Ramel war den Versammlungen treu geblieben wegen seiner Verbindungen mit Cochon und Carnot, aber seinen Einfluß brauchte man nicht zu fürchten. Aus Vorsicht ließ man die Besatzungstruppen von Paris und selbst die Grenadiere des gesetzgebenden Körpers große Übungen mit Feuern machen. Diese Truppenbewegungen, dies Waffengetöse waren ein Mittel, die Leute in Betreff des wirklichen Tages der Ausführung zu täuschen.

Jeden Tag war man gefaßt, das Ereigniß losbrechen zu sehen; man glaubte, es sei auf den 15., dann auf den 16. bestimmt, aber der 16. Fruktidor entsprach dem 2. September und einen Tag so furchtbaren Andenkens, meinte man, würde das Direktorium nicht wählen. Dennoch war die Angst der Clichyens außerordentlich groß, denn die Polizei der Inspektoren hatte sich durch falsche Anzeigen täuschen lassen und sie überredet, das Ereigniß sei auf die Nacht vom 15. zum 16. bestimmt. Sie kamen Abends tumultuarisch in dem Saale der beiden Kommissionen zusammen. Rovére, der ungestüme Rückschrittsmann, ein Mitglied der Kommission der Alten, las einen Polizeibericht, dem zufolge in der Nacht 200 Deputirte sollten verhaftet werden. Andere kamen athemlos an und meldeten, die Barrieren seien geschlossen, vier Truppenkolonnen rückten in Paris ein und der leitende Ausschuß sei im Direktorium beisammen. Sie sagten auch, das Haus des Polizeiministers sei ganz erleuchtet. Der Tumult stieg aufs Höchste. Die Mitglieder der beiden Kommissionen, welche nur zehn hätten sein sollen und jetzt nahe aus 50 Männern bestanden, beschwerten sich, nicht mehr berathen zu können. Endlich schickte man Leute aus, um theils an den Barrieren, theils im Polizeihause nachzusehen, ob die Berichte der Agenten gegründet seien. Man

fand, daß überall die tiefste Ruhe herrschte. Man erklärte, daß die Polizeiagenten aus Mangel an Geld am folgenden Tage nicht bezahlt werden könnten; Jeder leerte seine Taschen, um die nöthige Summe aufzubringen und dann ging man auseinander. Die Clichyens umringten Pichegru, um ihn zum Handeln zu bewegen; sie wollten anfangs die Versammlungen permanent machen, dann die Auswanderer und Chouans versammeln, die sie in Paris hatten, ihnen einige junge Leute beigesellen, mit dieser Macht gegen das Direktorium marschiren und die drei Direktoren aufheben. Pichegru erklärte alle diese Pläne für lächerlich und unausführbar und wiederholte aufs neue, es lasse sich hier gar nichts thun. Die Tollköpfe der Partei beschlossen nichtsdestoweniger, am folgenden Tage anzufangen und die Permanenz zu erklären.

Das Direktorium erhielt durch seine Polizei Nachricht von der Verwirrung der Clichyens und ihren verzweifelten Plänen. Barras, der alle Mittel der Ausführung in Händen hatte, beschloß sie noch in derselben Nacht anzuwenden. Alles war angeordnet, die Truppen in wenigen Stunden die verfassungsmäßige Marklinie überschreiten zu lassen, und bis dahin mußte die Besatzung von Paris ausreichen. Eine große Übung nebst Schießen wurde für den folgenden Tag angeordnet, um sich einen Vorwand zu bewahren. Niemand wurde vom Zeitpunkte benachrichtigt, weder der Minister, noch die beiden Direktoren Rewbell und Lareveillière, so daß Niemand wußte, daß das Ereigniß stattfinden werde. Der 17. (3. September) verging ziemlich ruhig und in den Versammlungen wurde kein Vorschlag gemacht. Viele Deputirte entfernten sich, um sich der Katastrophe zu entziehen, welche sie so unvorsichtig herbeigeführt. Die Sitzung des Direktoriums fand wie gewöhnlich statt und alle fünf Direktoren waren zugegen. Als um 4 Uhr Nachmittags die Sitzung beendigt war, nahm Barras Rewbell und Lareveillière bei Seite und sagte ihnen, man müsse den Schlag noch in dieser Nacht führen, um den Feinden zuvorzukommen. Er hatte noch vier Tage von ihnen ver-

langt, kam aber diesem Termine zuvor, um nicht überrascht zu werden. Die drei Direktoren begaben sich zu Rewbell, wo sie blieben, und kamen überein, alle Minister dahin zu berufen, sich hier einzuschließen, bis das Ereigniß vorüber sei und Niemand fortzulassen. Nur durch Augereau und seine Adjutanten sollte man mit dem draußen Geschehenden in Verbindung stehen. Nachdem dieser Plan beschlossen war, wurden die Minister zur Abendsitzung zusammenberufen. Alle zusammen mit den drei Direktoren begannen nun die nothwendigen Befehle und Proklamationen abzufassen. Der Plan war, den Palast des gesetzgebenden Körpers zu umringen, den Grenadieren die Posten zu nehmen, die sie besetzt hielten, die Kommission der Inspektoren aufzulösen, die Säle der beiden Versammlungen zu schließen, hierhin die Deputirten zu berufen, auf die man rechnen konnte, und sie ein Gesetz gegen die andern Deputirten abstimmen zu lassen, deren man sich entledigen wollte. Man rechnete darauf, daß die Feinde des Direktoriums es nicht wagen würden, sich an den neuen Versammlungsort zu begeben. Demgemäß entwarf man Proklamationen mit der Anzeige, es sei ein großes Komplot gegen die Republik gebildet, dessen Hauptanstifter Mitglieder der beiden Inspektorenkommissionen, von welchen die Verschworenen hätten ausgehen sollen; um ihrem Angriff zuvorzukommen, lasse das Direktorium die Säle des gesetzgebenden Körpers schließen und bezeichne einen andern Sitzungsort für die der Republik treugebliebenen Deputirten. Die Fünfhundert sollten im Odeontheater und die Alten im Amphitheater der medicinischen Schule zusammenkommen. Ein Bericht über die Verschwörung, belegt mit der Erklärung Duverne's und den bei Entraigues gefundenen Papieren wurde dieser Proklamation beigefügt. Alles dies wurde sofort gedruckt und sollte in der Nacht an den Mauern in Paris angeschlagen werden. Die Minister und die drei Direktoren blieben bei Rewbell eingeschlossen und Augereau ging mit seinen Adjutanten ab, um den beschlossenen Plan in Ausführung zu bringen.

Carnot und Barthelemy hatten sich in ihre Wohnung im Luxem-

bourg zurückgezogen und wußten nicht, was bevorstand. Die stets sehr aufgeregten Clichyens umlagerten den Saal der Kommissionen, aber der selbstgetäuschte Direktor Barthelemy ließ ihnen sagen, in dieser Nacht werde nichts geschehen. Pichegru seinerseits hatte eben Scheerer verlassen und versicherte, noch sei nichts vorbereitet. Einige Truppenbewegungen waren bemerkt worden, aber man schob sie auf die Übungen mit Schießen und ließ sich nicht dadurch beunruhigen. Jeder faßte Zuversicht und ging nach Hause. Nur Rovére blieb im Saale der Inspektoren und legte sich in ein Bett, welches für das wachhabende Mitglied bestimmt war.

Um Mitternacht stellte Augereau alle Truppen der Besatzung um den Palast auf und ließ eine zahlreiche Artillerie vorrücken. Die größte Ruhe herrschte in Paris und man hörte nichts als die Tritte der Soldaten und das Rollen der Kanonenräder. Es galt, den Grenadieren des gesetzgebenden Körpers ohne Schwertschlag die Posten zu nehmen, welche sie besetzt hielten. Um 4 Uhr Morgens erhielt der Kommandant Ramel den Befehl, sich zum Kriegsminister zu begeben. Er weigerte sich, errieth um was es sich handelte, eilte den Inspektor Rovére aufzuwecken, der noch nicht an die Gefahr glauben wollte, und lief dann in die Kaserne seiner Grenadiere, um die Reserve unter die Waffen treten zu lassen. Ungefähr 400 Mann hielten die verschiedenen Posten der Tuilerien besetzt und die Reserve zählte 800 Mann. Sie trat sogleich unter Waffen und stellt sich im Tuileriengarten in Schlachtordnung auf. Die größte Ordnung und das tiefste Schweigen herrschte in den Reihen.

Ungefähr 10,000 Mann Linientruppen standen in der Umgegend des Schlosses und waren bereit, es einzunehmen. Ein blinder Kanonenschuß, der gegen 3 Uhr Morgens gelöst wurde, gab das Zeichen. Die Kolonnenführer erschienen bei den verschiedenen Posten. Ein Offizier brachte von Seiten Augereau's Ramel den Befehl, den Posten der Drehbrücke zu übergeben, welcher die Verbindung zwischen dem Garten und dem Platze Ludwigs XV. bildete; aber Ramel wei-

gerte sich. Da 1500 Mann bei diesem Posten erschienen, übergaben ihn die Grenadiere, von denen die meisten gewonnen waren. Eben so ging es auf den andern Posten. Alle Eingänge des Gartens und des Karousselplatzes wurden übergeben, so daß der Palast auf allen Seiten von zahlreichen Kavallerie- und Infanterietruppen eingenommen wurde. Zwölf bespannte Geschütze wurden auf das Schloß gerichtet. Es blieb nur noch die 800 Mann starke Reserve der Grenadiere übrig, welche, mit dem Kommandanten Ramel an der Spitze, in Schlachtordnung aufgestellt war. Ein Theil der Grenadiere war geneigt, seine Pflicht zu thun, die andern aber, schon bearbeitet von Barras' Agenten, vielmehr bereit, sich den Truppen des Direktoriums anzuschließen. Murren erhob sich in den Reihen. — „Wir sind keine Schweizer," riefen einige Stimmen. — „Ich wurde am 13. Vendemiaire von den Royalisten verwundet, sagte ein Offizier, und habe keine Lust, mich am 18. Fruktidor für sie zu schlagen." — Der Abfall begann unter diesen Truppen. Der Unterbefehlshaber Blanchard reizte durch seine Worte und seine Gegenwart noch mehr dazu auf. Indeß wollte der Kommandant Ramel doch noch seine Pflicht thun, als er aus dem Saale der Inspektoren das Verbot erhielt, Feuer zu geben. In demselben Augenblick erschien Augereau an der Spitze eines zahlreichen Generalstabes. „Kommandant Ramel, sagte er, erkennen Sie mich an als den Befehlshaber der 17. Militärdivision? — Ja, antwortete Ramel. — Wohlan, als Ihr Oberer befehle ich Ihnen, sich in Arrest zu verfügen." Ramel gehorchte, wurde aber von einigen wüthenden Jakobinern, die sich unter den Generalstab Augereau's gedrängt hatten, schlecht behandelt. Dieser machte ihn los und ließ ihn nach dem Temple führen. Der Kanonenschuß und die Umzingelung des Schlosses hatten Alles aufgeweckt. Es war 5 Uhr Morgens. Die Mitglieder der Kommissionen waren auf ihre Posten geeilt und hatten sich in ihren Saal begeben, sahen sich aber umringt und konnten jetzt nicht länger an der Gefahr zweifeln. Eine Kompagnie Soldaten, die an ihrer Thür stand, hatte Befehl,

Jeden mit der Deputirtenmedaille herein, aber Niemand hinaus zu lassen. Sie sahen ihren Kollegen Dumas ankommen, der auf seinen Posten eilte, warfen ihm aber ein Billet durchs Fenster zu, um ihn von der Gefahr zu benachrichtigen und zur Flucht aufzufordern. Augereau ließ sich von Pichegru und Willot ihre Degen einhändigen und schickte sie Beide, nebst mehrern andern Deputirten, die man im Inspektorensaale festgenommen, nach dem Temple.

Während diese Maßregel gegen die Versammlungen ausgeführt wurde, hatte das Direktorium einen Offizier beauftragt, sich an die Spitze einer Abtheilung zu stellen und sich Carnots und Barthelemy's zu bemächtigen. Carnot, der zu rechter Zeit Nachricht erhalten, war aus seiner Wohnung geflohen und durch ein kleines Pförtchen des Luxembourggartens, zu dem er den Schlüssel hatte, glücklich entkommen. Barthelemy fand man in seiner Wohnung und nahm ihn fest. Diese Verhaftung bereitete dem Direktorium Verlegenheit. Barras ausgenommen, waren die Direktoren erfreut über die Flucht Carnots und wünschten lebhaft, Barthelemy möchte dasselbe thun. Sie ließen ihm den Vorschlag machen zu entfliehen. Barthelemy antwortete, er gehe darauf ein, wenn man ihn öffentlich und unter seinem Namen nach Hamburg bringen lasse. Zu einem solchen Schritt konnten sich die Direktoren nicht verpflichten, denn da sie vorhatten, mehrere Mitglieder des gesetzgebenden Körpers in die Verbannung zu schicken, konnten sie einen ihrer Amtsgenossen nicht so bevorzugen. Barthelemy wurde nach dem Temple geführt, wo er gleichzeitig mit Pichegru, Willot und den andern Deputirten ankam, die man in der Kommission der Inspektoren gefangen genommen.

Es war 8 Uhr Morgens. Viele Deputirte, welche Nachricht erhalten, wollten sich muthig auf ihren Posten begeben. Der Präsident der Fünfhundert, Simeon, und der der Alten, Lafond Ladebat, gelangten bis in ihre betreffenden Säle, die noch nicht geschlossen waren, und konnten in Gegenwart einiger Deputirten den Armstuhl einnehmen. Da erschienen Offiziere mit dem Bedeuten, sie möchten

sich entfernen, und sie hatten nur noch Zeit zur Erklärung, daß die Nationalvertretung aufgelöst sei. Sie zogen sich zu Einem unter ihnen zurück, wo die Muthigsten auf einen neuen Versuch sannen. Sie beschlossen, zum zweiten Male zusammenzutreten, zu Fuß durch Paris zu ziehen und mit ihrem Präsidenten an der Spitze vor der Thür des Gesetzgebungspalastes zu erscheinen. Es war gegen 11 Uhr Morgens. Ganz Paris wußte um das Ereigniß, aber die Ruhe der großen Stadt war dadurch nicht gestört. Es waren hier nicht mehr die Leidenschaften im Spiel, die eine Empörung erzeugten, es war nur eine methodische Handlung der Obrigkeit gegen einige Vertreter. Eine Menge von Neugierigen füllte die Straßen und öffentlichen Plätze ohne ein Wort zu sagen. Nur einige Haufen, welche die Vorstädte gesandt und die aus Jakobinern bestanden, durchzogen die Straßen mit dem Ruf: Es lebe die Republik! Nieder mit den Aristokraten! Bei der Masse der Bevölkerung fanden sie weder Anklang, noch Widerstand. Besonders um das Luxembourg hatten sich ihre Schaaren gesammelt. Hier riefen sie: Es lebe das Direktorium! und Einige: Es lebe Barras!

Die Gruppe der Deputirten zog schweigend durch die auf dem Karousselplatz zusammengedrängte Menge und erschien am Eingang der Tuilerien. Man verweigerte ihnen den Eintritt; sie bestanden darauf; da trieb eine Abtheilung Soldaten sie zurück und verfolgte sie, bis sie zerstreut waren. Trauriges, beklagenswerthes Schauspiel, welches die baldige Herrschaft der Prätorianer weissagte! Warum mußte eine nichtswürdige Partei die Revolution zwingen, den Beistand der Bajonnete anzurufen? Die so verfolgten Deputirten zogen sich theils zum Präsidenten Lafond Ladebat, theils in ein benachbartes Haus zurück. Hier beriethen sie tumultuarisch und beschäftigten sich eben damit, eine Protestation zu entwerfen, als ein Offizier erschien und ihnen den Befehl gab, auseinander zu gehen. Einige wurden verhaftet: Lafond Ladebat, Barbé Marbois, Tronçon Ducoudray, Bourdon von der Oise, Goupil de Presle und einige

Andere. Man brachte sie nach dem Temple, wohin ihnen schon die Mitglieder der beiden Kommissionen vorangegangen.

Unterdeß hatten sich die dem Direktorium ergebenen Deputirten nach dem neuen Sitzungsort des gesetzgebenden Körpers verfügt, die Fünfhundert ins Odeon, die Alten in die medizinische Schule. Es war ungefähr Mittag und noch waren nicht Viele beisammen, aber ihre Anzahl vermehrte sich jeden Augenblick, entweder weil die Nachricht von dieser außerordentlichen Zusammenberufung sich erst von Mund zu Munde weiter sprach, oder weil alle Unschlüssigen aus Furcht, sich für Gegner zu erklären, sich beeilten, im neuen gesetzgebenden Körper zu erscheinen. Von Zeit zu Zeit zählte man die anwesenden Mitglieder und als endlich von den Alten 126, von den Fünfhundert 251, also einer mehr als die Hälfte von beiden Versammlungen erschienen waren, begannen sie zu berathen. Es zeigte sich einige Verlegenheit in den beiden Versammlungen, denn die Handlung, welche jetzt für gesetzmäßig erklärt werden sollte, war ein offenbarer Staatsstreich. Zuvörderst erklärten sich die beiden Versammlungen für permanent und zeigten sich gegenseitig an, daß sie konstituirt seien. Der Deputirte Poulain Grandpré, Mitglied der Fünfhundert, nahm zuerst das Wort: — „Die Maßregeln, welche man getroffen, sagte er, der Ort, an welchem wir uns befinden, Alles zeigt an, daß das Vaterland in großer Gefahr geschwebt hat und noch schwebt. Laßt uns dem Direktorium danken, denn ihm schulden wir die Rettung des Vaterlandes. Aber es genügt nicht, daß das Direktorium wachsam ist; auch unsere Pflicht gebietet, Anstalten zu treffen, die geeignet sind, das allgemeine Wohl und die Verfassung des Jahres III. sicher zu stellen. Zu diesem Behuf trage ich darauf an, daß eine Kommission von fünf Mitgliedern gebildet werde.“

Dieser Vorschlag wurde angenommen und die Kommission aus Deputirten gebildet, welche dem System des Direktoriums ergeben

waren, Sieyes, Poulain Grandpré, Villers, Chanzal und Boulay von der Meurthe. Für 6 Uhr Abends kündigte man eine Botschaft des Direktoriums an die beiden Versammlungen an. Diese Botschaft erhielt die Erzählung von der Verschwörung, wie sie dem Direktorium bekannt war, die beiden wichtigen Aktenstücke, deren wir bereits erwähnt haben, und Bruchstücke aus Briefen, die man unter den Papieren royalistischer Agenten vorgefunden. Diese Aktenstücke enthielten nur die erlangten Beweise und thaten dar, daß Pichegru mit dem Prätendenten in Unterhandlung, Imbert Colomes mit Blankenburg in Briefwechsel stehe, daß Mersan und Lemaitre die Fäden der Verschwörung unter den Deputirten von Clichy in Händen hielten und daß ein großer Bund von Royalisten sich über ganz Frankreich ausbreite. Außer den bereits angeführten Namen kamen weiter keine vor. Dennoch machten diese Beweisstücke einen großen Eindruck; sie gaben die moralische Überzeugung und bewiesen die Unmöglichkeit, auf dem Wege Rechtens zu verfahren, durch das Ungenügende der unmittelbaren und positiven Zeugnisse. Die Kommission der Fünf erhielt sogleich das Wort über diese Botschaft. Da das Direktorium mit Vorschlägen nicht den ersten Schritt thun durfte, so war dies eine Aufgabe der Kommission der Fünf; aber diese Kommission wußte um das Geheimniß des Direktoriums und wollte vorschlagen, den im Voraus verabredeten Staatsstreich gesetzlich zu machen. Boulay von der Meurthe, der den Auftrag erhielt, im Namen der Kommission das Wort zu nehmen, führte die Gründe an, mit denen man außergewöhnliche Maßregeln meistens bevorwortet, Gründe, welche für dies Mal leider nur zu richtig waren. Nachdem er gesagt, man befände sich auf einem Schlachtfelde, müsse einen schnellen und entscheidenden Schritt thun und, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, die Verschwörer unschädlich machen, machte er die beschlossenen Vorschläge. Der Hauptsache nach bestanden sie darin, die Wahloperationen von 48 Departements für ungültig zu erklären, so den gesetzgebenden Körper von Deputirten zu befreien, die sich einer Faktion

hingegeben und unter ihnen die gefährlichsten zur Verbannung auszusuchen. Die Versammlung hatte fast keine Wahl, denn die Umstände erlaubten beinahe keine andern Maßregeln, als die vorgeschlagenen und das Direktorium hatte überdies eine solche Haltung angenommen, daß man es nicht würde gewagt haben, sie ihm zu verweigern. Die schwankende und unschlüssige Partei, welche von der Kraft stets unterworfen wird, hatte sich auf die Seite der Direktoriumsfreunde geschlagen und war bereit, Alles zu genehmigen, was diese verlangen würden. Der Deputirte Challet jedoch verlangte einen Aufschub von zwölf Stunden zur Prüfung dieser Vorschläge. Der Ruf: zur Abstimmung! brachte ihn zum Schweigen. Man beschränkte sich darauf, einige Personen von der Verbannungsliste auszustreichen, so Thibaudeau, Doulcet de Pontecoulant, Tarbé, Crecy, Detorcy, Normand, Dupont de Nemours, Remusat, Bailly, die Einen als gute Patrioten troß ihrer Opposition, die Andern als zu unbedeutend, um gefährlich sein zu können. Nach diesen Ausnahmen wurden die vorgeschlagenen Beschlüsse sofort abgestimmt. Die Wahloperationen von 48 Departements erklärte man für ungültig und die von diesen Departements ernannten Deputirten wurden vom gesetzgebenden Körper ausgeschlossen. Alle Beamten, Richter oder Municipalverwalter, die von diesen Departements gewählt waren, wurden gleichfalls ihres Amtes entlassen. Zur Verbannung nach einem vom Direktorium zu wählenden Ort wurde verurtheilt im Rath der Fünfhundert: Aubry, Job Aymé, Bayard, Blain, Boissy d'Anglas, Borne, Bourdon v. d. Oise, Cadroi, Couchery, Delahaye, Delarue, Doumère, Dumolard, Duplantier, Duprat, Gilbert-Desmolières, Henri Larivière, Imbert-Colomes, Camille Jordan, Jourdan v. d. Rhonemündungen, Gau, Lacarrière, Lemarchant-Gemicourt, Lemerer, Mersan, Madier, Maillard, Noailles, André, Mac-Curtain, Pavée, Pastoret, Pichegru, Palissart, Praire-Montaud, Quatremère-Quincy, Saladin, Simeon, Vauvilliers, Vaublanc, Villaret-Joyeuse, Willot; im Rath der Alten: Barbé-Marbois, Dumas,

Ferrault-Vaillant, Lafond-Ladebat, Laumont, Muraire, Murinais, Paradis, Portalis, Rovère, Tronçon-Ducoudray.

Die beiden Direktoren Carnot und Barthelemy, der frühere Polizeiminister Cochon, sein Gehülfe Dossonville, der Kommandant der Wache des gesetzgebenden Körpers, Ramel, die drei royalistischen Agenten Brothier, Laville Heurnois, Duverne de Presle waren gleichfalls zur Verbannung verurtheilt. Damit begnügte man sich aber noch nicht. Die Journalisten waren nicht minder gefährlich gewesen, als die Deputirten und ein gerichtliches Verfahren gegen sie war ebenfalls nicht möglich. Man beschloß daher, revolutionär gegen sie zu verfahren, wie gegen die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers und verurtheilte die Eigenthümer, Herausgeber und Redaktoren von 42 Journalen zur Verbannung, denn da den politischen Journalen damals keine Bedingungen aufgelegt waren, war ihre Zahl außerordentlich groß. Unter den 42 befand sich auch die Quotidienne. Außer diesen Maßregeln gegen die Personen traf man noch andere, um das Ansehen des Direktoriums wieder zu kräftigen und die revolutionären Gesetze herzustellen, welche die Fünfhundert abgeschafft oder umgeändert hatten. So erhielt das Direktorium die Ernennung aller Richter und Municipalbeamten, deren Erwählung in den 48 Departements für ungültig erklärt war. Die leergewordenen Stellen der Deputirten blieben unbesetzt. Die Artikel des bekannten Gesetzes vom 3. Brumaire, die man zurückgenommen, wurden wieder in Kraft gesetzt und sogar noch ausgedehnt. Die Verwandten der Auswanderer, welche dies Gesetz von den öffentlichen Ämtern bis zum Frieden ausschloß, blieben jetzt bis vier Jahre nach dem Frieden ausgeschlossen und verloren außerdem auch das Wahlrecht. Die unter dem Vorwande, ihre Ausstreichung zu verlangen, zurückgekehrten Auswanderer sollten binnen vierundzwanzig Stunden die Gemeinden verlassen, in denen sie sich befanden, und in vierzehn Tagen das Land. Wen man in Übertretung dieser Bestimmung beträfe, gegen den sollten binnen vierundzwanzig Stunden die Gesetze vollzogen

werden. Die Gesetze, welche die verbannten Priester zurückriefen, sie des Eides überhoben und nur zu einer einfachen Erklärung verpflichteten, wurden zurückgenommen, alle Gesetze in Betreff der Kultuspolizei wieder hergestellt. Das Direktorium erhielt die Befugniß, Priester, von denen es erführe, daß sie sich schlecht betrügen, durch einen bloßen Erlaß zu verbannen. Die ihm gefährlich scheinenden Journale durfte es in Zukunft unterdrücken. Die politischen Gesellschaften, das heißt die Klubs, wurden hergestellt, aber das Direktorium erhielt gegen sie dieselbe Gewalt, wie gegen die Journale und konnte sie nach Belieben schließen. Die Organisation der Nationalgarde endlich, die eben so wichtig war als alles Übrige zusammen, wurde ausgesetzt und auf andere Zeiten verschoben.

Keine dieser Bestimmungen war blutig, denn die Zeit des Blutvergießens war vorüber, aber sie gaben dem Direktorium eine ganz revolutionäre Gewalt. Sie wurden am 18. Fruktidor des Jahres V. (4. September) gegen Abend im Rathe der Fünfhundert zur Abstimmung gebracht. Keine Stimme erhob sich gegen die Annahme; einige Deputirte klatschten Beifall, die Mehrzahl verhielt sich schweigend und unterwürfig. Die Beschlußnahme wurde dann vor die Alten gebracht, die sich gleich den Fünfhundert in dauernder Sitzung befanden und darauf warteten, daß man ihnen einen Gegenstand der Berathung vorlege. Die bloße Lesung der Beschlußnahme und des Berichts beschäftigte sie bis zum Morgen des 19. Ermüdet von der zu langen Sitzung, vertagten sie sich auf einige Stunden. Das Direktorium, welches ungeduldig war, die Genehmigung der Alten zu bekommen und den Staatsstreich, den es ausgeführt, durch ein Gesetz zu stützen, sandte an den gesetzgebenden Körper eine Botschaft. „Das Direktorium, lautete diese Botschaft, ist eifrig bemüht gewesen, die Freiheit zu retten, aber es rechnet auf eure Unterstützung. Es ist heute schon der 19. und ihr habt noch nichts gethan, um ihm zu helfen." Die Beschlußnahme der Fünfhundert wurde sogleich als Gesetz genehmigt und dem Direktorium übersandt.

Kaum hatte es dies Gesetz in Händen, so beeilte es sich auch, von demselben Gebrauch zu machen, da es seinen Plan mit Schnelligkeit ausführen und gleich darauf Alles wieder in Ordnung bringen wollte. Eine große Anzahl der zur Verbannung Verurtheilten war entflohen. Carnot hatte sich heimlich nach der Schweiz gewandt. Das Direktorium hätte auch Barthelemy gern entweichen lassen, aber er weigerte sich dessen aus Gründen, die wir oben angeführt haben. Es wählte aus dem Verzeichniß der Verurtheilten 15 Männer, die es theils für gefährlicher, theils für schuldiger hielt und bestimmte ihnen einen Verbannungsort, der für Einige eben so schlimm war als der Tod. Man ließ sie noch an demselben Tage in Gitterwagen nach Rochefort abführen, von wo sie auf einer Fregatte nach Guyana gebracht werden sollten. Zu diesen gehörten Barthelemy, Pichegru und Willot, die man wegen ihrer Wichtigkeit oder ihrer Schuld so behandelte, Rovère wegen seiner bekannten Einverständnisse mit der royalistischen Partei, Aubry wegen der Rolle, die er bei der Reaktion gespielt, Bourdon von der Oise, Muraire, Delarue, wegen ihres Benehmens im Rath der Fünfhundert, Ramel wegen seines Benehmens als Anführer der Grenadiere, Dossonville wegen seiner Verrichtungen bei der Kommission der Inspektoren, Tronçon Ducoudray, Barbé Marbois, Lafond Ladebat nicht wegen ihrer Schuld, denn sie waren aufrichtige Anhänger der Republik, sondern wegen ihres Einflusses im Rath der Alten, endlich Brothier und Laville-Heurnois wegen ihrer Verschwörung. Ihr Mitschuldiger Duverne de Presle wurde in Betracht seiner Eingeständnisse verschont. Ohne Zweifel hatte der Haß seinen gewöhnlichen Antheil an der Wahl der Opfer, denn wirklich gefährlich war unter diesen 15 Personen nur Pichegru. Ihre Zahl vermehrte sich auf 16 durch die Hingebung eines gewissen Letellier, eines Bedienten Barthelemy's, der seinen Herrn zu begleiten wünschte. Man ließ sie ohne Verzug abreisen und sie sahen sich, wie es gewöhnlich geht, der Rohheit der Unterbeamten ausgesetzt. Als jedoch das Direktorium erfuhr, daß der General Dutertre, der Anführer der Begleitung, sich schlecht gegen

die Gefangenen benahm, schickte es sofort einen andern an seine Stelle. Diese für die Sache des Royalismus Verbannten sollten sich in Sinnamary mit Billaud Varennes und Collot d'Herbois zusammenfinden. Die andern Verbannten wurden nach der Insel Oleron geschickt.

Während dieser zwei Tage blieb Paris vollkommen ruhig. Die Patrioten der Vorstädte fanden die Strafe der Verbannung zu mild, denn sie waren an revolutionäre Maßregeln anderer Art gewöhnt und hatten im Vertrauen auf Barras und Augereau mehr erwartet. Sie bildeten Gruppen und riefen unter den Fenstern des Direktoriums: „Es lebe die Republik! Es lebe das Direktorium! Es lebe Barras!“ denn sie schrieben die Maßregel Barras zu und wünschten, man möchte die Unterdrückung der Aristokraten auf einige Tage ihm überlassen. Doch störten diese nicht sehr zahlreichen Gruppen durchaus nicht die Ruhe der Hauptstadt. Die Sektionsmänner vom Vendemiaire, die man ohne das Gesetz vom 19. bald als Nationalgarde geordnet gesehen hätte, besaßen nicht mehr Energie genug, um aus freiem Antriebe zu den Waffen zu greifen, sondern ließen den Staatsstreich ohne Widerstand ausführen. Die öffentliche Meinung blieb übrigens ungewiß. Die aufrichtigen Republikaner sahen wol ein, daß die royalistische Partei eine Maßregel der Strenge unvermeidlich gemacht hatte, bedauerten aber die Verletzung der Gesetze und das Einschreiten der Militärgewalt. Fast zweifelten sie an der Schuld der Verschwörer, da sie unter denselben einen Mann wie Carnot sahen und fürchteten, der Haß habe zu sehr eingewirkt auf die Bestimmungen des Direktoriums. Aber selbst wenn sie diese Bestimmungen für nothwendig hielten, waren sie traurig und mit Recht, denn es wurde klar, daß diese Verfassung, auf welche sie ihre ganze Hoffnung gesetzt, noch nicht das Ende unserer Wirren und unserer Zwietracht sei. Die Masse der Bevölkerung unterwarf sich und verlor an diesem Tage viel von ihrer Theilnahme an den politischen Ereignissen. Man hatte sie am 9. Thermidor vom Haß gegen die alte Wirthschaft zum Haß gegen die Schreckensherrschaft übergehen zu sehen; seitdem hatte sie sich

in die Angelegenheiten nur einmischen wollen, um rückschreitend gegen das Direktorium zu wirken, welches sie mit dem Konvent und dem Wohlfahrtsausschuß auf eine Stufe stellte. Dies Mal gerieth sie in Schrecken über die Energie des Direktoriums und sah im 18. Fruktidor die Weisung, sich von den Ereignissen fern zu halten. So sah man denn auch von diesem Tage an den politischen Eifer immer mehr erkalten.

Das sollten die Folgen des Staatsstreiches vom 18. Fruktidor sein. Man hat gesagt, in dem Augenblick seiner Ausführung sei derselbe bereits unnöthig gewesen; durch Einschüchterung der royalistischen Partei hätte es das Direktorium schon dahin gebracht gehabt, ihr Ehrfurcht zu gebieten; indem es auf dem Staatsstreiche bestanden, habe es durch das Beispiel der Gesetzesverletzung die militärische Gewaltherrschaft vorbereitet. Allein die royalistische Partei war, wie schon gesagt, nur für den Augenblick eingeschüchtert. Nach Ankunft des nächsten Drittels hätte sie unfehlbar Alles umgestürzt und das Direktorium überwältigt. Dann wäre der Bürgerkrieg zwischen ihr und den Heeren ausgebrochen. Indem das Direktorium dieser Bewegung zuvorkam und sie zur rechten Zeit unterdrückte, verhinderte es den Bürgerkrieg und wenn es sich dadurch unter die Ägide der Militärgewalt stellte, so unterzog es sich nur einer unvermeidlichen Nothwendigkeit. Im Verfolg einer Revolution wie die unsrige, war die Gesetzmäßigkeit nur ein Trugbild. Nicht die Macht der Gesetze war es, der sich alle Parteien unterwerfen konnten, um zu ruhen; es bedurfte einer stärkeren Macht, sie im Zaume zu halten, einander zu nähern, zu verschmelzen und sie insgesammt gegen das gewappnete Europa zu schützen und diese Gewalt war keine andere als die Militärgewalt. Durch den 18. Fruktidor verhinderte also das Direktorium den Bürgerkrieg und setzte an seine Stelle einen Staatsstreich, den es mit Kraft, aber mit aller Ruhe und Mäßigung ausführte, die in Zeiten der Revolution irgend möglich ist.

Fünfundfünfzigstes Kapitel.

Folgen des 18. Fruktidor. — Merlin von Douai und François von Neufchateau an Stelle der verbannten Direktoren ernannt. — Moreau macht zu spät Mittheilungen über die Verschwörung und fällt in Ungnade. — Tod Hoche's. — Zwei Drittel der Schuld zurückgezahlt. — Gesetz gegen die weiland Adligen. — Die Liller Konferenzen mit England abgebrochen. — Die Konferenzen in Udine. — Arbeiten Bonaparte's in Italien; Gründung der cisalpinischen Republik. — Schiedsrichteramt zwischen Veltelin und Graubündten. Ligurische Verfassung; Niederlassung am Mittelmeer. — Vertrag von Campo Formio. — Rückkehr Bonaparte's nach Paris. Sein Triumph.

Der 18. Fruktidor verbreitete Schrecken in den Reihen der Royalisten. Die bereits in großer Anzahl zurückgekehrten Priester und Auswanderer verließen Paris und die großen Städte, um wieder die Gränze zu erreichen und die, welche im Begriff standen, zurückzukehren, wandten sich aufs neue nach dem Innern Deutschlands und der Schweiz. Durch das Gesetz vom 19. war das Direktorium wieder mit der ganzen revolutionären Gewalt gewappnet und Niemand mehr mochte ihm Trotz bieten. Es fing damit an, die Verwaltungen umzugestalten, wie es bei jedem Systemwechsel geschieht und berief zu den meisten Stellen entschiedene Patrioten. Da es alle Wahlstellen in 48 Departements zu besetzen hatte, konnte es seinen Einfluß bedeutend ausdehnen und die Zahl seiner Anhänger vermehren. Seine erste Sorge mußte die sein, die beiden Direktoren Carnot und Barthelemy zu ersetzen. Rewbell und Lareveillière, deren Einfluß das letzte Ereigniß ungemein vermehrt hatte, wollten nicht, daß man sie beschuldigen könne, sie hätten ihre beiden Kollegen ausgeschlossen, um die Regierung in ihren Händen zu behalten. Deshalb bestanden sie darauf, daß man bei dem gesetzgebenden Körper sofort die Ernennung

zwei neuer Direktoren beantrage. Nicht derselben Meinung war Barras und noch weniger Augereau. Dieser General war ganz entzückt über den 18. Fruktidor und ganz stolz darauf, die Sache so gut geleitet zu haben. Bei der Einmischung in die Angelegenheiten hatte er Geschmack gefunden an der Gewalt und den ehrgeizigen Wunsch gefaßt, im Direktorium zu sitzen. Er wünschte, die drei Direktoren möchten, ohne sich um Kollegen an den gesetzgebenden Körper zu wenden, ihn ins Direktorium berufen. Diesem Anspruche genügte man nicht und um Direktor zu werden, blieb ihm keine andere Möglichkeit, als die Stimmenmehrheit in den Versammlungen zu erhalten. Aber auch in dieser Hoffnung wurde er getäuscht. Merlin von Douai, der Justizminister, und François von Neufchateau, Minister des Innern, siegten durch eine bedeutende Stimmenzahl über ihre beiden Mitbewerber. Nächst ihnen bekamen Massena und Augereau die meisten Stimmen und Massena noch einige mehr als Augereau. Die beiden neuen Direktoren wurden mit dem gewöhnlichen Gepränge eingeführt. Sie waren Republikaner, aber mehr in der Weise Rewbells und Lareveillière's, als in der Weise Barras', hatten übrigens andere Gewohnheiten und andere Sitten. Merlin war Rechtsgelehrter, François von Neufchateau Schriftsteller. Beide lebten ihrem Stande gemäß und waren ganz geeignet, sich mit Rewbell und Lareveillière gut zu verständigen. Für den Einfluß und das Ansehen des Direktoriums bei unsern Heeren wäre es vielleicht wünschenswerth gewesen, daß man einen unserer berühmten Generale hineinberufen hätte.

Das Direktorium hatte alle Ursache, sich Glück zu wünschen zu der Art, wie die Ereignisse abgelaufen; nur war es beunruhigt durch das Schweigen des Generals Bonaparte, der seit langer Zeit nicht geschrieben und die versprochenen Gelder nicht geschickt hatte. Der Adjutant Lavalette war während des Ereignisses nicht im Luxembourg erschienen und man argwohnte, er habe seinen General gegen das Direktorium eingenommen und ihm falsche Nachrichten über den

Stand der Dinge gegeben. Lavalette hatte in der That nicht aufgehört, Bonaparte zu rathen, er möge sich abseiten halten, dem Staatsstreich fremd bleiben und es bewenden lassen bei der Hülfe, die er dem Direktorium durch seine Proklamationen geleistet. Barras und Augereau beschieden Lavalette vor sich, drohten ihm, sagten, er habe Bonaparte getäuscht und erklärten, nur aus Rücksicht gegen seinen General hätten sie ihn nicht verhaften lassen. Lavalette reiste sogleich nach Italien ab. Augereau beeilte sich an Bonaparte und seine Freunde beim Heere zu schreiben und ihnen das Ereigniß mit den günstigsten Farben zu schildern.

Das Direktorium war unzufrieden mit Moreau und hatte beschlossen, ihn abzuberufen. Jetzt aber erhielt es von ihm einen Brief, welcher das größte Aufsehen machte. Beim Übergange über den Rhein waren Moreau die Papiere des General Klinglin in die Hände gefallen und in denselben hatte er die ganze Korrespondenz Pichegru's mit dem Prinzen von Condé gefunden. Bisher hatte er sie geheim gehalten, aber gerade im Augenblick des 18. Fruktidor entschloß er sich, sie der Regierung mitzutheilen. Er behauptete sich dazu entschieden zu haben, bevor er die Ereignisse vom 18. erfahren und in der Absicht, dem Direktorium den Beweis zu verschaffen, dessen es bedurfte, um gefährliche Feinde zu Schanden zu machen. Man versichert aber, Moreau habe die Nachricht von den Ereignissen noch am 18. selbst durch den Telegraphen erhalten und sich jetzt beeilt, zu schreiben, um eine Anzeige zu machen, welche Pichegru nicht mehr bloßstellte, als er es schon war, ihn selbst aber einer großen Verantwortlichkeit überhob. Wie es sich auch mit diesen verschiedenen Angaben verhalten mag, so viel ist klar, daß Moreau lange Zeit ein wichtiges Geheimniß für sich behalten und sich erst im Augenblicke der Katastrophe entschlossen hatte, es zu offenbaren. Alle Welt sagte, er sei nicht genug Republikaner, um seinen Freund anzuzeigen, aber auch in seiner Freundschaft nicht treu genug, um das Geheimniß ganz zu bewahren. Sein politischer Charakter zeigte sich hierbei, wie

er wirklich war, schwach, wankelmüthig und unschlüssig. Das Direktorium berief ihn nach Paris, damit er Rechenschaft ablege von seinem Benehmen. Bei Untersuchung des Briefwechsels fand es die Bestätigung für Alles, was es über Pichegru erfahren und mußte es sehr bedauern, nicht früher darum gewußt zu haben. In diesen Papieren fand es aber auch den Beweis, daß Moreau der Republik treu geblieben. Um ihn jedoch für seine Lauigkeit und sein Stillschweigen zu bestrafen, nahm es ihm sein Kommando und ließ ihn unangestellt in Paris.

Hoche, der fortwährend an der Spitze der Sambre- und Maasarmee stand, hatte einen ganzen Monat in der quälendsten Angst verlebt. In seinem Hauptquartier Wetzlar hielt er sich einen Wagen vollständig bereit, um jeden Augenblick mit seiner jungen Frau nach Deutschland entfliehen zu können, falls die Partei der Fünfhundert siegte. Nur diese Lage ließ ihn zum ersten Male an sich selbst denken und eine Summe Geld zusammenbringen, um während seiner Abwesenheit leben zu können. Wir sahen aber, daß er dem Direktorium den größesten Theil von der Mitgift seiner Frau geliehen hatte. Die Nachricht vom 18. Fruktidor erfüllte ihn mit Freude und befreite ihn von jeder Furcht für sich selbst. Um seine Hingebung zu belohnen, vereinigte das Direktorium die beiden großen Armeen der Sambre und Maas und des Rheins in eine unter dem Namen „Armee für Deutschland" und übertrug ihm den Oberbefehl derselben. Dies war das größeste Kommando der Republik. Leider erlaubte es dem jungen General sein Gesundheitszustand nicht, des Triumphes der Patrioten und der Zutrauensbeweise der Regierung zu genießen. Ein trockner, starker Husten und nervöse Krämpfe setzten seit einiger Zeit seine Freunde und seine Ärzte in Besorgniß. Ein unbekanntes Übel rieb den jungen Mann auf, der noch jüngst gestrotzt von Gesundheit und der außer seinen Talenten noch den Vortheil der männlichsten Schönheit und Kraft besaß. Trotz seines Zustandes arbeitete er daran, die beiden Heere, deren Kommando er erhalten, zu einem einzurichten

und dachte noch immer an die Expedition nach Irland, aus der das Direktorium ein Schreckmittel für England machen wollte. Allein sein Husten wurde in den letzten Tagen des Fruktidor immer heftiger und es stellten sich unerträgliche Schmerzen ein. Man wünschte, er möge seine Arbeiten aussetzen, aber er wollte es nicht. Er rief seinen Arzt und sagte ihm: „Geben sie mir ein Mittel gegen die Mattigkeit, aber dies Mittel darf nicht Ruhe sein.“ Vom Übel überwältigt, legte er sich am ersten Ergänzungstage des Jahres V. ins Bett und starb schon am folgenden Tage unter den heftigsten Schmerzen. Das Heer war aufs Höchste bestürzt, denn es vergötterte seinen General. Die Nachricht verbreitete sich reißend schnell und versetzte alle Republikaner in Trauer, da sie von den Talenten und der Vaterlandsliebe Hoche's viel gehofft hatten. Sogleich verbreitete sich das Gerücht, er sei an Gift gestorben, denn man konnte nicht glauben, daß so viel Jugend, Kraft und Gesundheit einem natürlichen Übel erlegen seien. Man veranstaltete die Leichenschau; Magen und Eingeweide wurden von der medicinischen Fakultät untersucht; sie fand dieselben voll schwarzer Flecken und schien diese für Spuren der Vergiftung zu halten, obschon sie es nicht erklärte. Man schrieb die Vergiftung dem Direktorium zu; doch das war abgeschmackt, denn Niemand im Direktorium war dieses, unsern Sitten fremden Verbrechens fähig und, was die Hauptsache ist, Niemand hatte ein Interesse, es zu begehen, denn Hoche war die festeste Stütze des Direktoriums, sowol gegen die Royalisten als gegen die Herrschsucht des Besiegers von Italien. Mit größerer Wahrscheinlichkeit stellte man die Vermuthung auf, daß er in den Departements des Westens vergiftet worden sei. Sein Arzt glaubte sich zu erinnern, daß er seit seinem letzten Aufenthalt in der Bretagne vor der Einschiffung nach Irland zu kränkeln angefangen. Man kam, jedoch ohne einen Beweis dafür zu haben, auf den Gedanken, daß der junge General vergiftet worden sei bei einem Mahle, das er Personen von allen Parteien gegeben, um sie einander zu nähern.

Das Direktorium ließ ihm ein prachtvolles Leichenbegängniß

veranstalten, das auf dem Marsfelde in Gegenwart aller Staatsbehörden und Körperschaften und unter dem Zulauf einer ungeheuern Volksmenge stattfand. Eine beträchtliche Heeresabtheilung folgte dem Zuge; der alte Vater des Generals ging an der Spitze der Leidtragenden. Dieser Begräbnißpomp machte einen tiefen Eindruck und war einer der schönsten unserer ganzen Heldenzeit.

So endete eines der schönsten und theilnahmwürdigsten Leben der Revolution und dies Mal wenigstens nicht auf dem Blutgerüst. Hoche war neunundzwanzig Jahre alt. Er war zuerst Soldat in der französischen Garde gewesen und hatte sich seine Bildung in wenigen Monaten erworben. Mit natürlichem Soldatenmuth verband er einen energischen Charakter, hohe Einsicht, große Menschenkenntniß, das Verständniß der politischen Ereignisse und endlich die allmächtige Triebfeder der Leidenschaften. Diese waren bei ihm glühend und trugen vielleicht allein die Schuld seines Todes. Ein eigner Umstand vermehrte das Interesse, welches alle seine Vorzüge einflößten: fortwährend hatten unvorhergesehene Ereignisse die Laufbahn seines Glücks unterbrochen. Nachdem er eben bei Weissenburg gesiegt und sich anschickte, die schönste Laufbahn zu betreten, wurde er plötzlich in den Kerker geworfen. Aus dem Kerker ging er nach der Vendée, um sich dort aufzureiben und führte dort die schönste politische Rolle durch: als er aber einen großen Plan gegen Irland verwirklichen wollte, wurde er wiederum durch einen Sturm und durch Mißverständnisse aufgehalten. Zur Sambre- und Maasarmee versetzt, erfocht er einen schönen Sieg, sah aber seinen Marsch wieder unterbrochen durch die Präliminarien von Leoben. Als er endlich an der Spitze des Heeres gegen Deutschland und bei der Lage der Dinge in Europa noch einmal eine große Zukunft vor sich hatte, wurde er plötzlich mitten in seiner Laufbahn vom Schicksalsschlage getroffen und von einer achtundvierzigstündigen Krankheit hingerafft. Wenn jedoch ein schönes Andenken für den Verlust des Lebens entschädigt, so konnte er für den Verlust des seinigen nicht besser entschä-

digt werden. Siege, eine großartige Friedensstiftung, Anlagen für Alles, eine makellose Redlichkeit, der bei allen Republikanern verbreitete Gedanke, daß er allein würde angekämpft haben gegen den Sieger von Rivoli und bei den Pyramiden, daß sein Ehrgeiz republikanisch geblieben und ein unbesiegliches Hinderniß für den größeren Ehrgeiz, der nach dem Throne strebte, gewesen sein würde, kurz, große Thaten, edle Vermuthungen und neunundzwanzig Jahre, das ist's, was sein Andenken ausmacht. Gewiß, es ist schön genug und wir dürfen ihn nicht bedauern, daß er so jung gestorben; denn es wird stets vortheilhafter sein für den Ruhm Hoche's, Klebers, Desaix', daß sie nicht Marschälle geworden! Sie haben die Ehre gehabt, als Bürger und freie Männer zu sterben, ohne wie Moreau genöthigt zu sein, in fremden Heeren eine Zuflucht zu suchen.

Die Regierung gab das Heer gegen Deutschland Augereau und entledigte sich so seines Ungestüms, der in Paris unbequem zu werden anfing.

Das Direktorium hatte in einigen Tagen alle Anordnungen getroffen, welche die Umstände nothwendig machten; es blieb ihm noch übrig, sich mit den Finanzen zu beschäftigen. Das Gesetz vom 19. Fruktidor hatte es befreit von seinen gefährlichsten Gegnern, das Gesetz vom 3. Brumaire hergestellt, ihm neue Mittel der Strenge gegen Priester und Auswanderer gegeben, es mit der Befugniß gewappnet, die Journale zu unterdrücken und die politischen Gesellschaften zu schließen, deren Geist ihm nicht zusagte, ihm gestattet, alle nach Ungültigerklärung der Wahlen frei gewordenen Stellen zu besetzen, die Bildung der Nationalgarde auf unbestimmte Zeit hinausgeschoben und ihm so Alles wiedergegeben, was die beiden Versammlungen ihm rauben gewollt, ja sogar noch eine Art revolutionärer Gewalt hinzugefügt. Allein eben so wichtige Vortheile hatte das Direktorium in den Finanzangelegenheiten wieder zu erlangen, denn man war in dieser Beziehung nicht minder als in den andern gewillt gewesen, es zu beschränken. Ein umfassender Entwurf wurde vorgelegt für die Aus-

gaben und Einnahmen des Jahres VI. Zunächst galt es, dem Direktorium die Befugnisse wiederzugeben, die man ihm in Betreff der Kassengeschäfte, der Zahlungsbefehle, kurz in Betreff der Verfügung über die Gelder genommen hatte. Alle hierauf bezüglichen von den Versammlungen vor dem 18. Fruktidor angenommenen Artikel wurden aufgehoben. Dann mußte man neue Auflagen schaffen, um den zu sehr belasteten Grundbesitz zu erleichtern und die Einnahme auf gleiche Höhe mit der Ausgabe zu bringen. Man genehmigte die Einrichtung einer Lotterie und setzte ferner ein Wegegeld und eine Hypothekenabgabe ein. Die Einregistrirungsgebühren wurden in einer Weise geregelt, daß sie bedeutend mehr eintragen mußten, der Zoll auf fremden Tabak erhöht. Durch diese neuen Einnahmemittel wurde es möglich, die Grundsteuer auf 288 und die Personensteuer auf 50 Millionen herabzusetzen und doch die Gesammtsumme der Einkünfte für das Jahr VI. auf 616 Millionen zu erhöhen. Für die zu verkaufenden Nationalgüter waren von dieser Summe nur 20 Millionen gerechnet.

Nachdem man die Einnahme durch verschiedene Mittel auf 616 Millionen erhöht, mußte man die Ausgaben auf die halbe Summe ermäßigen. Der Krieg sollte nach der Annahme in diesem Jahre, selbst im Falle eines neuen Feldzuges nur 283 Millionen kosten. Die andern allgemeinen Kosten wurden auf 247 Millionen veranschlagt, was im Ganzen 530 Millionen ausmachte. Die Verzinsung der Schuld allein verlangte 258 Millionen und hätte man diese Summe vollständig verwandt, so hätten die Ausgaben die Mittel der Republik bedeutend überstiegen. Man schlug vor nur ein Drittel, also 86 Millionen zu bezahlen. So erforderten Krieg, allgemeine Verwaltung und Schuld nur 616 Millionen, den Betrag der Einnahme. Um sich aber innerhalb dieser Schranken halten zu können, mußte man einen entscheidenden Entschluß hinsichtlich der Schuld fassen. Seit der Abschaffung des Papiergeldes und der Rückkehr der klingenden Münze hatte die Zinsenzahlung nicht vollständig stattfinden können. Man

hatte ein Viertel baar bezahlt und drei Viertel in Scheinen auf die Nationalgüter, genannt Dreiviertelscheine. Es war ungefähr so, als hätte man ein Viertel in Silber und drei Viertel in Assignaten ausgezahlt. Die Schuld war also bisher nur mit Mitteln bestritten, die man von den Nationalgütern nahm und es wurde dringend nothwendig sowol im Interesse des Staats als dem seiner Gläubiger, darüber eine Entscheidung zu treffen. Eine Schuld, deren Verzinsung 258 Millionen erforderte, war für diese Zeit wahrhaft ungeheuer. Man kannte noch nicht die Hülfsquellen des Kredits und die Macht der Amortisation. Die Einkünfte waren weit geringer als sie seitdem geworden sind, denn noch hatte man keine Zeit gehabt, die Wohlthaten der Revolution einzuernten und Frankreich, das seitdem im Stande gewesen ist, eine Milliarde allgemeine Steuern aufzubringen, konnte damals kaum 616 Millionen leisten. So war denn die Schuld erdrückend und der Staat befand sich in der Lage eines fallirenden Privatmannes. Man beschloß daher auch ferner einen Theil der Schuld baar zu verzinsen und anstatt den Rest mit Scheinen auf die Nationalgüter zu verzinsen, vielmehr das Kapital selbst mit diesen Gütern zurückzuzahlen. Man wollte nur ein Drittel beibehalten, welches das „konsolidirte Drittel" heißen und als ewige Rente im großen Buche stehen bleiben sollte. Die beiden andern Drittel sollten in Scheinen, die als Zahlung für Nationalgüter galten, als Kapital zurückgezahlt werden und zwar im zwanzigfachen Betrage der Rente. (D. h. die Rente wurde zu 5% kapitalisirt.) Allerdings fielen diese Scheine im Handel noch unter $\frac{1}{6}$ ihres Nennwerthes und wer nicht Grundbesitz kaufen wollte, für den war dies ein wahrer Bankerott.

Trotz der Ruhe und Fügsamkeit der Versammlungen seit dem 18. Fruktidor rief diese Maßregel lebhaften Widerstand hervor. Die Gegner der Zurückzahlung behaupteten, dies sei ein wahrer Bankerott; die Schuld sei beim Beginn der Revolution unter den Schutz der Nationalehre gestellt und die zwei Drittel auszahlen heiße die

Republik entehren; die Gläubiger, welche keine Güter kauften, würden beim Umsatz ihrer Scheine neun Zehntel verlieren, denn die Verausgabung einer so großen Summe Papier müsse den Werth desselben bedeutend herabdrücken; die Gläubiger seien meistens, selbst wenn sie keine Vorurtheile gegen den Ursprung der Güter hätten, zu arm, um Ländereien zu kaufen; Gesellschaften zu gemeinschaftlichem Ankauf zu bilden sei unmöglich; mithin sei der Verlust von $\frac{9}{10}$ Kapital für die Mehrzahl ein wirklicher; das angeblich konsolidirte Drittel sei nur versprochen und für die Zukunft einer Verminderung ausgesetzt; ein versprochnes Drittel sei weniger werth, als drei versprochene Drittel; wenn endlich die Republik für den Augenblick nicht die ganze Schuld zu verzinsen im Stande sei, so sei es für die Gläubiger besser, zu warten, wie sie bisher gethan, aber in der Hoffnung, ihr Loos sich bessern zu sehen, als sofort ihres Darlehns beraubt zu werden. Es gab sogar Viele, die einen Unterschied wollten gemacht wissen zwischen den verschiedenen, in das große Buch eingetragenen Arten von Renten, und wünschten, man möge nur die zurückzahlen, die zu einem ganz niedrigen Satze erkauft seien. Es waren in der That Renten zu 10 und 15 Fr. verkauft; die Käufer von diesen gewannen trotz der Herabsetzung auf ein Drittel immer noch genug.

Die Vertheidiger des Vorschlags antworteten, ein Staat habe wie jeder Privatmann das Recht, wenn er seine Gläubiger nicht mehr bezahlen könne, ihnen seine Habe zu überlassen. Die Schuld übersteige bei weitem die Mittel der Republik und in dieser Lage habe sie das Recht, den Gläubigern das Unterpfand dieser Schuld, die Nationalgüter, hinzugeben; wenn sie Ländereien kauften, würden sie sehr wenig verlieren; in ihren Händen würden diese Ländereien schnell steigen, ihren alten Werth wieder erlangen und sie so wieder gewinnen lassen, was sie verloren; es seien noch für 1300 Millionen Güter übrig (die den Heeren versprochne Milliarde war auf die Staatsgläubiger übertragen); der Friede stehe bald bevor; beim Frieden

sollten die Rückzahlungsscheine allein für die Güter angenommen werden, mithin werde der ausgezahlte Theil des Kapitals, ohngefähr 3 Milliarden, 1300 Millionen Güter zu kaufen finden und statt $\frac{9}{10}$ höchstens $\frac{2}{3}$ verlieren; übrigens seien die Gläubiger bisher nicht anders behandelt; man habe sie stets mit Gütern bezahlt, indem man ihnen theils Assignaten, theils Dreiviertelscheine gegeben; die Republik sei verpflichtet, ihnen zu geben was sie habe; durchs Warten würden sie nichts gewinnen, denn sie werde nie die ganze Schuld verzinsen können; durch die Auszahlung werde ihr Loos bestimmt; die Bezahlung des konsolidirten Drittels beginne auf der Stelle, denn die Mittel, es zu verzinsen, seien vorhanden; die Republik werde sich befreit sehen von einer ungeheuern Last; sie trete dadurch auf einen regelmäßigen Weg, erscheine vor Europa mit einer leicht gewordnen Schuld und werde dadurch zur Erlangung des Friedens um so stärker und achtunggebietender werden; endlich aber sei kein Unterschied zu machen zwischen den verschiedenen Renten nach ihrem Einkaufspreise und man müsse sie alle gleich behandeln.

Diese Maßregel war unvermeidlich. Die Republik that hier, was sie stets gethan; denn sie hatte alle Verpflichtungen, die über ihre Kräfte gingen, durch Ländereien erfüllt zu dem Preise, auf den sie gesunken waren. Mit Assignaten hatte sie die alten Kassen so wie alle Ausgaben der Revolution bezahlt und die Assignaten wiederum mit Ländereien eingelöst. Mit Assignaten, also wiederum mit Ländereien, hatte sie die Zinsen der Schuld gezahlt; mit Ländereien mußte sie endlich auch das Kapital selbst auszahlen. Kurz, sie gab was sie besaß. In den Vereinigten Staaten hatte man die Schuld auch nicht anders liquidirt; statt aller Zahlung erhielten die Gläubiger dort die Ufer des Mississippi. Maßregeln dieser Art verletzen, wie Revolutionen überhaupt, manches Privatinteresse; aber man muß sich ihnen zu unterziehen wissen, wenn sie unvermeidlich geworden sind.

Die Maßregel wurde angenommen. So war denn durch neue

Auflagen, welche die Einnahme auf 616 Millionen erhöhten und durch die Herabsetzung der Schuld, welche es erlaubte, die Ausgaben auf diese Summe zu beschränken, das Gleichgewicht in unsern Finanzen hergestellt und man durfte hoffen, im Jahre VI. (September 1797 bis September 1798) etwas weniger in Verlegenheit zu sein.

Zu allen diesen Maßregeln, Erfolgen des Sieges, wollte die republikanische Partei noch eine letzte hinzufügen. Sie sagte, die Republik würde stets in Gefahr sein, so lange eine feindliche Kaste, die der weiland Adeligen, in ihrem Schooße gelitten würde und wollte, man solle alle Familien aus Frankreich verbannen, die vormals adelig gewesen oder sich für adelig ausgegeben; man sollte ihnen den Werth ihrer Güter in französischen Waaren geben und sie nöthigen, sich mit ihren Vorurtheilen, ihren Leidenschaften und ihrem ganzen Leben anderswohin zu verfügen. Dieser Vorschlag wurde sehr unterstützt von Sieyes, Boulay von der Meurthe, Chazal, lauter entschiedenen Republikanern, aber heftig bekämpft von Tallein und den Freunden des Direktors Barras. Barras war adelig; der General des italienischen Heeres war als Edelmann geboren; viele Freunde, welche an den Lustbarkeiten bei Barras Theil nahmen und seine Säle füllten, waren gleichfalls weiland Adelige, und obgleich eine Ausnahme gemacht wurde zu Gunsten Derer, welche der Republik nützliche Dienste geleistet, war man doch in den Sälen des Direktors sehr erbittert über das vorgeschlagene Gesetz. Selbst ohne alle diese persönlichen Gründe war es leicht, die Gefahr und die Härte dieses Gesetzes zu beweisen. Dennoch wurde es in beiden Versammlungen eingebracht und erregte eine Art von Aufstand, welche es zurückzunehmen zwang, um es bedeutend zu ermäßigen. Man erneuerte es in einer andern Form. Die weiland Adeligen waren nicht mehr zur Verbannung verurtheilt, wurden aber wie Fremde angesehen und genöthigt, um das Bürgerrecht wiederzuerlangen, sich den Förmlichkeiten und Prüfungen der Naturalisation zu unterziehen. Eine Ausnahme wurde gemacht zu Gunsten der Männer, welche der Re-

publik entweder in den Heeren oder in den Versammlungen nützliche Dienste geleistet. Barras, seine Freunde und der Besieger Italiens, an dessen Geburt man absichtlich immer erinnerte, wurden so von den Folgen dieser Maßregel befreit.

Die Regierung hatte eine ganz revolutionäre Energie wiedergewonnen. Da die Opposition, welche im Direktorium und in den Versammlungen eifrig den Frieden verlangte, beseitigt war, zeigte sich die Regierung fester in den Verhandlungen von Lille und Udine. Sie befahl sogleich allen Soldaten, welche Urlaub hatten, in ihre Reihen zurückzukehren, brachte Alles auf den Kriegsfuß und schickte ihren Unterhändlern neue Instruktionen. Maret in Lille war es, wie wir gesehen, gelungen, die Ansprüche der Seemächte zu versöhnen. Man war über den Frieden einig, vorausgesetzt, daß Spanien Trinidad und Holland Trinquemala opferte, Frankreich aber versprach, das Kap der guten Hoffnung niemals für sich in Besitz zu nehmen. Es handelte sich also nur noch darum, die Einwilligung Spaniens und Hollands zu erlangen. Das Direktorium fand aber Maret zu leicht und beschloß ihn zurückzurufen. Es schickte Bonnier und Treilhard nach Lille mit neuen Instruktionen. In diesen Instruktionen verlangte Frankreich die vollständige Zurückgabe nicht nur seiner eigenen, sondern auch der Kolonien seiner Bundesgenossen. In Betreff der Unterhandlung in Udine zeigte sich das Direktorium nicht minder schneidend und bestimmt. Es wollte nicht mehr bei den Bestimmungen von Leoben stehen bleiben, welche Österreich den Oglio zur Gränze gaben, und verlangte jetzt, Italien sollte ganz befreit werden bis zum Isonzo und Österreich sich mit einer Entschädigung durch verschiedene Säkularisationen in Deutschland begnügen. Es rief Clarke ab, der von Carnot gewählt und abgesandt war und in seinem Briefwechsel die für die besten Republikaner geltenden Generale Italiens, nicht sehr schonend behandelt hatte. Bonaparte blieb bekleidet mit den Vollmachten der Republik zur Unterhandlung mit Österreich.

Das Ultimatum, welches das Direktorium in Lille durch die

neuen Unterhändler Bonnier und Treilhard kundmachen ließ, brach eine fast schon beendigte Unterhandlung ab. Lord Malmesbury kam dadurch sehr außer Fassung, denn er wünschte den Frieden, sowohl um seine Laufbahn ruhmvoll zu beschließen, als auch um seiner Regierung einen Augenblick zur Erholung zu verschaffen. Er bezeigte das lebhafteste Bedauern, aber England konnte unmöglich auf alle seine Eroberungen zur See verzichten, ohne etwas zum Ersatz zu erhalten. Lord Malmesbury hegte so aufrichtig den Wunsch, einen Vertrag abzuschließen, daß er Maret aufforderte, in Paris zuzusehen, ob man nicht auf die Entschließung des Direktoriums einwirken könne und bot sogar mehrere Millionen, um die Stimme eines Direktors zu erkaufen. Maret weigerte sich, ein solches Geschäft zu übernehmen und verließ Lille. Lord Malmesbury und Ellis reisten sogleich ab und kehrten nicht mehr wieder. Obgleich man dem Direktorium den Vorwurf machen konnte, daß es einen sichern und für Frankreich vortheilhaften Frieden von sich gewiesen, so war sein Beweggrund doch ein ehrenhafter. Es wäre nicht sehr redlich von uns gewesen, unsere Bundesgenossen preiszugeben und ihnen Opfer aufzulegen zum Lohn ihrer Hingebung für unsere Sache. Das Direktorium schmeichelte sich mit der Hoffnung, bald Frieden mit Österreich zu haben, oder es wenigstens durch eine Bewegung unserer Heere dazu zu nöthigen, glaubte also bald von seinen Feindeu auf dem Festlande befreit zu sein und seine ganze Kraft gegen England wenden zu können.

Das Bonaparte übersandte Ultimatum mißfiel ihm sehr, denn er hoffte nicht, es zur Annahme bringen zn können. Es war in der That schwer, Österreich zu zwingen, daß es auf Italien ganz verzichte und sich mit der Säkularisation einiger geistlichen Staaten in Deutschland begnügte, wofern man nicht gegen Wien marschiren wollte. Nach dieser Ehre aber konnte Bonaparte nicht mehr trachten, denn er hatte die ganze Macht der österreichischen Monarchie vor sich und das Heer gegen Deutschland mußte dies Mal den Vortheil haben,

zuerst durchzubrechen und in die Erbstaaten einzudringen. Zu diesem Anlaß des Mißvergnügens kam ein zweiter, als er das Mißtrauen erfuhr, das man in Paris gegen ihn gefaßt. Augereau hatte einen seiner Adjudanten mit Briefen an mehrere Offiziere und Generale des italienischen Heeres abgeschickt. Dieser Adjudant schien eine Art von Sendung zu haben und beauftragt zu sein, die Ansicht des Heeres über den 18. Fruktidor umzustimmen. Bonaparte sah wohl, daß man ihm mißtraute. Schnell spielte er den Beleidigten, beklagte sich mit der Heftigkeit und Bitterkeit eines Mannes, welcher weiß, daß er unentbehrlich ist, sagte, die Regierung behandle ihn mit schauderhaftem Undank, sie benehme sich gegen ihn wie gegen Pichegru nach dem Vendemiaire und verlangte seine Entlassung. Dieser Mann von so großem und festem Geiste, der sich eine so edle Haltung zu geben wußte, überließ sich hier dem launischen Schmollen eines ungestümen und eigensinnigen Kindes. Das Direktorium antwortete gar nichts auf sein Entlassungsgesuch und begnügte sich mit der Versicherung, daß es an diesen Briefen und der Absendung des Adjudanten gar keinen Antheil habe. Bonaparte beruhigte sich, verlangte aber noch ein Mal einen Nachfolger in seinem Amte als Unterhändler und Ordner der italienischen Republiken. Er wiederholte unaufhörlich, er sei krank, könne die Anstrengung des Reitens nicht mehr ertragen und es sei ihm unmöglich einen neuen Feldzug zu leiten. Allein obschon er wirklich krank war und fast erdrückt von den ungeheuern Arbeiten, denen er sich seit zwei Jahren hingegeben, wollte er doch in Wahrheit keine seiner Stellen aufgeben und war sicher, wenn es Noth that, in seinem Geiste die Kräfte zu finden, die seinem Körper zu fehlen schienen.

Er beschloß wirklich die Unterhandlung fortzusetzen und zu dem Ruhme des ersten Feldherrn seines Jahrhunderts auch den Ruhm eines Friedenstifters hinzuzufügen. Das Ultimatum des Direktoriums war ihm unbequem, allein er war bei dieser Gelegenheit auch nicht mehr als bei einer Menge von andern geneigt, seiner Regierung

blind zu gehorchen. Die Arbeiten, denen er gegenwärtig oblag, waren ungeheuer. Er organisirte die italienischen Republiken, schuf sich eine Seemacht im adriatischen Meere, entwarf großartige Pläne auf das Mittelmeer und unterhandelte mit den Bevollmächtigten Östreichs.

Die Provinzen, welche er in Oberitalien befreit, hatte er zu zwei gesonderten Staaten zu ordnen angefangen. Schon längst war durch ihn das Herzogthum Modena und die Legationen Bologna und Ferrara als cispadanische Republik ins Leben gerufen. Sein Plan ging dahin, diesen kleinen Staat mit dem revolutionirten Venedig zu vereinigen und so letzteres für seinen Verlust der Provinzen auf dem Festlande zu entschädigen. Die Lombardei wollte er unter dem Namen transpadanische Republik besonders einrichten. Bald aber hatte sich sein Plan geändert und er zog es vor, aus den befreiten Provinzen einen einzigen Staat zu bilden. Der Geist der einzelnen Örtlichkeiten, welcher sich anfangs der Vereinigung der Lombardei mit den andern Provinzen widersetzte, rieth jetzt sogar dazu, sie zu vereinigen. Die Romagna z. B. wollte sich nicht mit den Legationen und dem Herzogthum Modena vereinigen, willigte aber ein, von einer Centralregierung in Mailand abzuhängen. Bonaparte sah bald, daß, da Jeder seinen Nachbar hasse, es desto leichter sein würde, Alles einer einzigen Macht zu unterwerfen. Die Schwierigkeit endlich, die Oberherrschaftsfrage zwischen Venedig und Mailand zu entscheiden, der einen Stadt den Vorzug zu geben und sie zum Sitz der Regierung zu machen, diese Schwierigkeit war für ihn keine mehr. Er hatte beschlossen, Venedig zu opfern. Er liebte die Venetianer nicht, denn er sah, daß die Veränderung der Regierung sie nicht andern Sinnes gemacht. Der große und kleine Adel und das Volk waren Feinde der Franzosen und der Revolution und wünschten stets das Obsiegen Östreichs. Kaum billigte eine kleine Anzahl wohlhabender Bürger den neuen Zustand der Dinge. Die demokratische Municipalität bewies den schlechtesten Willen gegen die Franzosen

und fast Alles in Venedig schien zu wünschen, daß eine Rückkehr des Glücks es Österreich erlauben möchte, die frühere Regierung herzustellen. Überdies flößten die Venetianer Bonaparte keine Achtung ein hinsichtlich einer in seinen Augen wichtigen Beziehung, hinsichtlich der Macht. Ihre Kanäle und Häfen waren fast versandet, ihre Seemacht in dem traurigsten Zustande, sie selbst durch Lüste entartet und unfähig jeder Energie. „Es ist ein weibisches und weichliches Volk, ohne Land, ohne Wasser und man weiß nicht, was man mit ihm anfangen soll." Er gedachte daher, Venedig Österreich preiszugeben, unter der Bedingung, daß Österreich der in den Präliminarien von Leoben abgemachten Linie des Oglio entsagte und bis an die Etsch zurückginge. Dieser Fluß, der eine ausgezeichnete Gränze ist, trennte dann Österreich von der neuen Republik. Die wichtige Festung Mantua, welche nach den Präliminarien Österreich zurückgegeben werden mußte, verblieb dann der italienischen Republik und Mailand wurde unbestritten die Hauptstadt. Bonaparte zog es daher bei weitem vor, einen einzigen Staat mit Mailand als Hauptstadt zu bilden und diesem Staat die Etsch und Mantua zur Gränze zu geben, als Venedig zu behalten; und darin hatte er Recht, selbst im Interesse der italienischen Freiheit. Konnte man nicht ganz Italien bis zum Isonzo befreien, so war es besser, Venedig zu opfern, als die Gränzlinie der Etsch und Mantua. In seinen Unterhaltungen mit den österreichischen Unterhändlern hatte Bonaparte gesehen, daß das neue Übereinkommen wohl könne angenommen werden. Demgemäß bildete er aus der Lombardei, den Herzogthümern Modena und Reggio, den Legationen Bologna und Ferrara, Romagna, im Gebiet von Bergamo, Brescia und Mantua einen Staat, der sich bis zur Etsch ausdehnte, ausgezeichnete Festungen hatte, wie Pizzighetone und Mantua, eine Bevölkerung von 3,600,000 Einwohnern, einen ausgezeichneten Boden, Flüsse, Kanäle und Häfen.

Sogleich machte er sich ans Werk, diesen Staat als Republik einzurichten. Er hätte gern eine andere Verfassung gewünscht, als

die jetzt in Frankreich bestehende, denn in dieser fand er die vollziehende Gewalt zu schwach und wenngleich er noch keine Vorliebe für diese oder jene Regierungsform hegte, so wünschte er doch, blos von dem Bedürfniß bewegt, einen starken Staat zu bilden, der im Stande wäre, mit den benachbarten Aristokratien zu kämpfen, demselben eine koncentrische und energische Organisation. Er bat, man möchte ihm Sieyes schicken, mit dem er sich hierüber berathen wollte, aber das Direktorium ging auf seine Ideen nicht ein, sondern bestand darauf, der neuen Republik die französische Verfassung zu geben. Man gehorchte und sogleich wurde unsere Verfassung Italien angepaßt. Die neue Republik erhielt den Namen der cisalpinischen. In Paris wollte man sie die transalpinische nennen, aber das hieß gewissermaßen den Mittelpunkt nach Paris verlegen, und die Italiener wünschten ihn in Rom, weil alle ihre Bestrebungen auf die Befreiung und Einheit ihres Vaterlandes und die Wiederherstellung der alten Einrichtung gerichtet waren. Die Benennung cisalpinische war daher die angemessenste. Man hielt es für zweckmäßig, die erste Bildung der Regierung nicht der Wahl der Italiener zu überlassen. Für dies Mal ernannte daher Bonaparte selbst die fünf Direktoren und die Mitglieder der beiden Versammlungen. Er bemühte sich die besten Wahlen zu treffen, wenigstens insoweit seine Stellung es ihm erlaubte. Zum Direktor ernannte er unter andern Serbelloni, einen der vornehmsten Männer Italiens; überall ließ er Nationalgarden organisiren und brachte in Mailand zum Föderationsfest des 30. Juli ihrer 30,000 zusammen. Das Erscheinen des französischen Heeres in Italien, seine Heldenthaten, sein Ruhm hatten angefangen, in diesem an die Waffen zu wenig gewöhnten Lande die Begeisterung für das Militärwesen zu verbreiten. Bonaparte suchte sie auf jede mögliche Weise anzuregen, denn er verhehlte es sich nicht, wie schwach die neue Republik in militärischer Hinsicht sei. Werth legte er in Italien nur auf das Heer Piemonts, weil nur der Hof von Piemont ier Krieg geführt. So schrieb er nach Paris, ein einziges Regiment

des Königs von Sardinien würde die cisalpinische Republik über den Haufen werfen; man müsse daher der Republik kriegerische Sitten geben, dann würde sie eine bedeutende Macht sein, aber dazu gehöre Zeit, denn solche Revolutionen ließen sich nicht in etlichen Tagen bewerkstelligen. Dennoch schien es ihm zu gelingen, denn er verstand im höchsten Grade die Kunst, seine mächtigste Neigung, die zu den Waffen, auch Andern mitzutheilen. Niemand verstand es besser, sich seines Ruhmes zu bedienen, um aus den Kriegserfolgen eine Mode zu machen und jeder Eitelkeit, jedem Ehrgeiz diese Richtung zu geben. „Von diesem Tage an begannen sich die Sitten in Italien zu ändern. Das geistliche Kleid, welches damals für junge Leute Mode war, wich der Uniform. Statt ihr Leben zu Füßen der Frauen hinzubringen, besuchten die jungen Italiener die Reitbahn, den Fechtsaal, den Exerzierplatz. Die Kinder vertauschten ihr Spielzeug mit Zinnsoldaten und ahmten in ihren Spielen die Ereignisse des Krieges nach. In den Lustspielen, in den Straßenpossen hatte man bisher stets einen feigen, wiewol geistreichen Italiener dargestellt und eine Art Eisenfresser, der zuweilen ein Franzose, meistens aber ein Deutscher war, sich stark, tapfer, roh zeigte und zuletzt zum großen Jubel der Zuschauer dem Italiener einige Stockschläge gab. Das Volk duldete solche Anspielungen nicht länger und die Dichter brachten jetzt zur Befriedigung des Publikums tapfere Italiener auf die Bühne, welche die Fremden in die Flucht schlugen. Der Nationalgeist bildete sich, Italien hatte seine patriotischen und kriegerischen Lieder. Die Frauen wiesen mit Verachtung die Huldigung solcher Männer zurück, welche, um ihnen zu gefallen, weibische Sitten zur Schau trugen."*)

Allein diese Revolution hatte kaum angefangen und die cisalpinische Republik konnte nur durch die Hülfe Frankreichs stark sein.

---

*) Napoleons Denkwürdigkeiten, veröffentlicht durch den Grafen von Montholon, Th. IV. S. 196.

Man beabsichtigte daselbst, wie in Holland, einen Theil des Heeres zu lassen, der hier von seinen Strapazen ausruhen, in Frieden des erworbenen Ruhmes genießen und mit seinem kriegerischen Feuer das ganze Land beleben sollte. Mit jener Voraussicht, welche Alles umfaßte, hatte Bonaparte für die cisalpinische Republik einen herrlichen Plan entworfen. Diese Republik war für Frankreich ein Vorposten und es war nothwendig, daß unsere Truppen schnell hingelangen konnten. Bonaparte hatte eine Straße entworfen, die von Frankreich nach Genf, von Genf durch Wallis und über den Simplon in die Lombardei hinabführen sollte. Schon unterhandelte er deshalb mit der Schweiz; hatte Ingenieurs ausgeschickt, um den Kostenanschlag zu machen und setzte alle Einzelnheiten der Ausführung mit jener Genauigkeit fest, die er selbst in den großartigsten und scheinbar höchst chimärischen Plänen anwandte. Er wünschte, daß diese große Straße, die erste, welche geradezu über die Alpen führte, breit, sicher und prachtvoll sei, daß sie ein Meisterstück der Freiheit und ein Denkmal der französischen Macht würde.

Während er sich so mit einer Republik beschäftigte, die ihm ihr Dasein verdankte, sprach er auch Recht und wurde zum Schiedsrichter zwischen zwei Völkern gewählt. Veltelin hatte sich gegen die Oberherrschaft von Graubündten empört. Veltelin besteht aus drei Thälern, die zu Italien gehören, denn sie ergießen ihr Wasser in die Adda. Sie waren dem Joch der Graubündtner unterworfen, einem unerträglichen Joch, denn keins lastet so schwer als das, welches ein Volk dem andern auferlegt. Es gab in der Schweiz mehr als eine Tyrannei dieser Art. Die tyrannische Herrschaft Berns über das Waadtland z. B. war berühmt. Die Velteliner erhoben sich und verlangten der cisalpinischen Republik anzugehören. Sie riefen den Schutz Bonaparte's an und belegten ihr Verlangen mit alten Verträgen, welche Veltelin unter den Schutz der Beherrscher von Mailand stellten. Die Graubündtner und Velteliner kamen überein, sich mit ihrem Streit vor den Richterstuhl Bonaparte's zu stellen. Er

nahm mit Erlaubniß des Direktoriums die Vermittelung an und ließ den Graubündtnern rathen, die Rechte der Velteliner anzuerkennen und sie als ein neues Gebiet in ihren Staatsbund aufzunehmen. Sie weigerten sich aber und wollten die Sache ihrer Tyrannei rechtlich durchführen. Bonaparte stellte ihnen einen Termin, an welchem sie erscheinen sollten. Als dieser herankam, weigerten sich die Graubündtner, auf Anstiften Österreichs, vor ihm zu erscheinen. Jetzt berief sich Bonaparte auf die Annahme des Schiedsgerichts, verurtheilte die Graubündtner wegen Nichterscheinens, erklärte die Velteliner für frei und erlaubte ihnen, sich mit der cisalpinischen Republik zu vereinigen. Dieser auf Recht und Billigkeit gegründete Richterspruch machte großes Aufsehen, erfreute die Berner, gewann die Waadtländer und erwarb der cisalpinischen Republik eine tapfere und zahlreiche Bevölkerung.

Während dieser Zeit wählte ihn Genua zum Rathgeber bei der Wahl einer Verfassung. Da Genua nicht erobert war, konnte es seine Gesetze selbst wählen und hing in dieser Beziehung nicht vom Direktorium ab. In dieser Stadt lagen die aristokratische und demokratische Partei miteinander im Kampfe. Ein erster Aufstand war, wie wir gesehen, im Mai ausgebrochen; ein zweiter, mehr allgemeiner, fand statt im Thale der Polcevera und dieser wäre Genua bald verderblich geworden. Er war von Priestern angestiftet gegen die Verfassung. Der General Duphot, der mit einigen Truppen dort war, stellte die Ordnung wieder her. Die Einwohner von Genua wandten sich an Bonaparte und dieser antwortete ihnen in einem strengen Briefe voll weiser Rathschläge, in welchem er ihre demokratische Wildheit tadelte. Er machte einige Änderungen an ihrer Verfassung, ließ statt fünf Beamten der vollziehenden Gewalt nur drei, verminderte die Zahl der Versammlungsmitglieder und organisirte die Regierung, so daß sie zwar minder volksthümlich, aber stärker wurde. Ferner ließ er den Adeligen und Priestern mehr Vortheile bewilligen, um sie mit der neuen Ordnung der Dinge auszusöhnen.

Man hatte sie von den öffentlichen Ämtern ausschließen wollen, aber er tadelte dies. „Ihr würdet, schrieb er den Genuesern, dasselbe thun, was sie gethan." Mit Absicht veröffentlichte er den Brief, welcher diesen Satz enthielt. Es war ein Tadel gegen das, was in Paris gegen die Adeligen geschah. Es kam ihm sehr genehm, sich so auf eine mittelbare Weise in die Politik einzumischen, einen Rath zu geben und zwar auf eine gegen das Direktorium gerichtete Weise, besonders aber, sich sogleich loszusagen von der siegreichen Partei, denn er legte großen Nachdruck darauf, unabhängig zu bleiben, keine Partei zu billigen, keiner zu dienen, sondern sie alle zu verachten, zu beherrschen.

Während er so Gesetzgeber, Schiedsrichter, Rathgeber der Italiener war, beschäftigten ihn noch andere, nicht minder umfassende Bestrebungen, die eine noch weit tiefere Voraussicht bewiesen. Er hatte sich der venetianischen Seemacht bemächtigt und den Admiral Bruyes ins adriatische Meer beschieden, um die griechischen Inseln Venedigs in Besitz zu nehmen. Dies hatte ihn zum Nachdenken über das Mittelmeer, über seine Bedeutung und über die Rolle geführt, die wir auf demselben spielen könnten. Sein Schluß war, daß wir, wenn auch nicht auf dem Ozean, so doch auf dem Mittelmeere keine Meister finden könnten. Ob nun Italien ganz befreit würde oder nicht, Venedig an Österreich abgetreten oder nicht, er wollte, daß Frankreich die jonischen Inseln Corfu, Zante, Santa Maura, Cerigo und Cephalonia behielte. Die Bevölkerung dieser Inseln wünschte uns unterthan zu werden. Malta, der wichtigste Posten im Mittelmeere, gehörte einem veralteten Orden, welcher verschwinden mußte vor dem Einfluß der französischen Revolution; Malta mußte überdies bald in die Gewalt Englands fallen, wenn sich nicht Frankreich seiner bemächtigte. Bonaparte hatte die Besitzungen der Ritter in Italien in Beschlag nehmen lassen, um sie vollends zu Grunde zu richten, auch auf der Insel Malta selbst Umtriebe veranlaßt, die nur von einigen Rittern und einer schwachen Besatzung bewacht wurde. Es war

sein Vorsatz, seine kleine Seemacht hinzuschicken und sich der Insel zu bemächtigen. „Von diesen verschiedenen Posten aus, schrieb er dem Direktorium, werden wir das Mittelmeer beherrschen und das ottomanische Reich bewachen, das von allen Seiten zusammenbricht, und im Stande sein, es entweder aufrecht zu halten, oder unsern Antheil davon zu nehmen. Ja, wir können noch mehr, wir können den Engländern ihre Herrschaft im Ozean fast nutzlos machen. In Lille haben sie uns das Kap der guten Hoffnung streitig gemacht; wir können uns ohne dasselbe behelfen; besetzen wir Ägypten; wir haben dann die gerade Straße nach Indien und es wird uns leicht sein, dort eine der schönsten Kolonien der Erde zu gründen."

In Italien also war es, wo er seine Gedanken dem Morgenlande zuwandte und wo er die Idee zu der berühmten Expedition faßte, die im folgenden Jahre ausgeführt wurde. „In Ägypten, schrieb er, muß man England angreifen." (Brief vom 16. August 1797 [29. Thermidor des Jahres V.])

Um diese Zwecke zu erreichen, hatte er den Admiral Brueys mit 6 Linienschiffen, einigen Fregatten und einigen Korvetten in das adriatische Meer kommen lassen, sich aber außerdem noch ein Mittel verschafft, sich der venetianischen Marine zu bemächtigen. Nach dem abgeschlossenen Vertrage sollte man ihm drei Millionen in Marinematerial bezahlen. Unter diesem Vorwande bemächtigte er sich alles Hanfs, Eisens u. s. w., worin übrigens der ganze Reichthum des venetianischen Arsenals bestand. Nachdem er sich des Materials bemächtigt, unter Vorschützung der drei Millionen, bemächtigte sich Bonaparte auch noch der Schiffe, unter dem Vorwande, die Inseln im Namen des demokratischen Venedigs in Besitz zu nehmen. Die im Bau begriffenen Schiffe ließ er vollenden und rüstete so 6 Kriegsschiffe, 6 Fregatten und mehrere Korvetten aus, die er mit dem Geschwader vereinigte, welches Brueys aus Toulon mitgebracht. Er ersetzte die Million, welche das Schatzamt in Beschlag genommen, gab Brueys Gelder zur Anwerbung von Matrosen in Albanien und

den griechischen Küsten und schuf ihm so eine Marine, die im Stande war, das ganze Mittelmeer in Ehrfurcht zu erhalten. Den Haupthafen derselben legte er aus trefflichen Gründen, die auch von der Regierung gebilligt wurden, nach Corfu. Von Corfu konnte diese Flotte in das adriatische Meer hineinsegeln und im Falle neuer Feindseligkeiten im Einverständnisse mit der italienischen Armee handeln; sie konnte ferner nach Malta eilen, sie hielt den Hof von Neapel in Furcht und wenn man sie im Ozean wünschte, um sie an irgend einem Plane theilnehmen zu lassen, war es ihr leicht, schneller, als wenn sie in Toulon stationirt gewesen wäre, nach der Meerenge von Gibraltar zu eilen. Endlich konnte sie in Corfu manövriren lernen und sich besser üben, als in Toulon, wo sie gewöhnlich stille lag. „Ihr werdet niemals, schrieb Bonaparte, Seeleute haben, wenn ihr sie in euern Häfen laßt.“

Auf diese Weise benutzte Bonaparte seine Zeit während der absichtlichen Verzögerung von Seiten Österreichs. Auch auf seine militärische Stellung gegenüber dieser Macht war er wohlbedacht. Seit Unterzeichnung der Präliminarien von Leoben hatte dieselbe gewaltig gerüstet, den größten Theil ihrer Streitkräfte nach Kärnthen geschickt, um Wien zu schützen und sich gegen Bonaparte's Ungestüm zu decken und in Ungarn Aushebungen in Masse veranstaltet. Seit drei Monaten übten sich an den Ufern der Donau 18,000 ungarische Reiter. Es hatte also die Mittel in Händen, den Unterhandlungen von Udine Nachdruck zu geben. Bonaparte hatte nicht über 70,000 Mann Truppen, darunter nur einen sehr kleinen Theil Reiterei. Er forderte daher von dem Direktorium Verstärkung, um dem Feinde die Stirn bieten zu können. Er drang also auf Erfüllung des Bundes mit Piemont, um 10,000 der piemontischen Soldaten zu erhalten, auf die er so viel gab. Aber das Direktorium wollte ihm keine Verstärkung schicken, weil die Truppenmärsche zahlreiche Desertionen herbeigeführt haben würden, und zog es vor, durch Beschleunigung des Marsches der Armee in Deutschland lieber das Heer in Italien

zu befreien, als es zu verstärken. Es zögerte noch, ein Bündniß mit Piemont zu unterzeichnen, weil es nicht einen Thron sicher stellen mochte, dessen natürlichen Fall es hoffte und wünschte. Es hatte nur einige Reiter zu Fuß hingeschickt; in Italien waren Pferde und Rüstungen genug vorhanden.

Beraubt der Hülfsmittel, auf die er gerechnet, sah sich also Bonaparte einem Sturme von den julischen Alpen her ausgesetzt. Er hatte versucht, die Mittel, welche man ihm verweigerte, auf jede mögliche Weise zu ersetzen; so unter Anderm Palma Nova mit ungemeiner Thätigkeit bewaffnet und befestigt und zu einer Festung ersten Ranges gemacht, die allein schon eine lange Belagerung erfordern mußte. Schon dieser Umstand änderte seine Lage bedeutend. Über den Isonzo hatte er Brücken schlagen und daneben Brückenköpfe errichten lassen, um zum Hinüberbringen mit seiner gewohnten Schnelligkeit bereit zu sein. Kam es noch vor dem Fallen des Schnees zum Bruche, so hoffte er die Österreicher zu überraschen, sie in Unordnung zu bringen und trotz ihrer Überlegenheit bald vor den Thoren Wiens zu stehen. Wenn aber der Bruch erst nach dem Schnee stattfand, dann konnte er den Österreichern nicht mehr zuvorkommen und war genöthigt, sie in den Ebenen Italiens zu erwarten, in welche sie bei jeder Jahreszeit eindringen konnten, und dann wurde der Nachtheil der Zahl nicht mehr aufgewogen durch den Vortheil des Angriffs. In diesem Falle hielt er seine Lage für gefährlich.

Bonaparte wünschte also, daß die Unterhandlungen zu einem baldigen Abschluß kommen möchten. Nach der lächerlichen Note vom 18. Juli, in der die Bevollmächtigten von neuem auf den Kongreß in Bern bestanden und Einspruch gethan gegen Das, was in Venedig geschehen, hatte Bonaparte kraftvoll antworten lassen, auf eine Weise, die es Österreich zeigte, daß er bereit sei, aufs neue gegen Wien aufzubrechen. Herr von Gallo, von Meerveldt und ein dritter Unterhändler, Degelmann, waren am 31. August angekommen und die Konferenzen hatten sogleich begonnen. Offenbar war es aber

auch jetzt wieder ihre Absicht, die Sachen in die Länge zu ziehen, denn obschon sie eine Sonderunterhandlung in Udine annahmen, behielten sie es sich doch stets vor, auf einen allgemeinen Kongreß in Bern zurückzukommen. Sie meldeten, daß der Kongreß von Rastadt, bestimmt für den Frieden mit dem Reiche, sogleich eröffnet werden solle und daß die Unterhandlungen gleichzeitig mit den in Udine stattfinden sollten, was die Interessen außerordentlich verwickeln und viel mehr Schwierigkeiten herbeiführen mußte, als ein allgemeiner Kongreß in Bern. Bonaparte machte bemerklich, daß der Friede mit dem Reiche erst nach dem mit dem Kaiser zu unterhandeln sei, erklärte, daß Frankreich, wenn der Kongreß eröffnet werde, keinen Gesandten hinschicken würde und setzte hinzu, wenn am 1. Oktober der Friede mit dem Kaiser noch nicht abgeschlossen sei, so würden die Präliminarien von Leoben als null und nichtig angesehen werden. So standen die Sachen, als der 18. Fruktidor alle falschen Hoffnungen Österreichs vereitelte. Sogleich eilte Herr von Kobentzel von Wien nach Udine. Bonaparte begab sich nach Passeriano, einem schönen Landhause unweit Udine und Alles ließ schließen, daß dies Mal der Wunsch, zum Abschluß zu kommen, aufrichtig sei. Die Konferenzen fanden abwechselnd in Udine bei Kobentzel und in Passeriano bei Bonaparte statt. Kobentzel war ein schlauer, gedankenreicher, aber nicht sehr logischer Kopf und von anmaßendem und bitterm Wesen. Die drei andern Unterhändler verhielten sich schweigend. Bonaparte war seit Clarke's Absetzung der einzige Vertreter Frankreichs. Er war keck und seine Sprache schnell und schneidend genug, um dem österreichischen Unterhändler gehörig zu antworten. Obgleich man es merkte, daß Kobentzel wirklich die Absicht habe, den Vertrag zu schließen, brachte er doch die ausschweifendsten Ansprüche zum Vorschein. Augenscheinlich wollte Österreich uns die Niederlande abtreten, wollte es aber nicht übernehmen, uns die Rheingränze zu sichern, da das Reich uns diese Zugeständnisse zu machen habe. Für die reichen Provinzen Belgiens wollte Österreich nicht Besitzungen in Deutschland, sondern in Italien.

Die Präliminarien hatten ihm die Besitzungen bis zum Oglio angewiesen, d.h. Dalmatien, Istrien, Friaul und die Gebiete von Brescia, Bergamo und Mantua, nebst der Festung Mantua; allein diese Provinzen entschädigten es nicht zur Hälfte für Das, was es durch die Abtretung Belgiens und der Lombardei verlor. Es sei nicht zu viel, sagte Herr von Kobentzel, ihm nicht allein die Lombardei zu lassen, sondern auch Venedig und die Legationen zu geben und den Herzog von Modena wieder in sein Herzogthum einzusetzen.

Dem ganzen Wortschwall Kobentzels setzte Bonaparte nichts entgegen, als ein unerschütterliches Schweigen, seinen thörichten Ansprüchen aber eben so übertriebene Ansprüche, die er in einem festen, schneidenden Tone aussprach. Er verlangte für Frankreich die Rheinlinie, Mainz mit eingerechnet und für Italien die Linie des Isonzo. Zwischen diesen entgegengesetzten Ansprüchen mußte man einen Mittelweg einschlagen. Bonaparte hatte, wie schon gesagt, zu merken geglaubt, daß man durch Abtretung Venedigs an Österreich (ein Zugeständniß, das sich nicht unter den Präliminarien von Leoben befand, weil man damals diese Republik noch nicht zu zerstören gedachte) es vielleicht erreichen könne, daß der Kaiser seine Gränze vom Oglio bis an die Etsch zurückziehe, daß das Gebiet von Mantua, Bergamo und Brescia der cisalpinischen Republik gegeben würde, die so die Etsch zur Gränze und Mantua erhalten hätte, daß überdies der Kaiser Frankreich die Rheingränze zuerkenne, ihm selbst Mainz überlasse und endlich noch einwillige, daß es die jonischen Inseln behalte. Unter diesen Bedingungen wollte Bonaparte den Frieden schließen, denn er sah darin viele wirkliche Vortheile und zwar alle diejenigen, welche Frankreich in diesem Augenblick erlangen konnte. Wenn der Kaiser Venedig nahm, so gab er sich eine Blöße vor der Meinung Europa's; denn seinetwegen hatte Venedig Frankreich verrathen. Durch Abtretung der Etsch und Mantua's gab der Kaiser der neuen italienischen Republik eine große Festigkeit, durch Überlassung der jonischen Inseln bereitete er uns die Herrschaft über

das Mittelmeer vor, durch Anerkennung der Rheingränze ließ er dem Reiche keine Kraft, uns dieselbe zu verweigern und durch Auslieferung von Mainz setzte er uns wirklich in den Besitz dieser Gränze und gab sich noch einmal vor dem Reiche die ärgste Blöße durch Auslieferung einer Festung, die einem deutschen Fürsten gehörte. Allerdings war man sicher, wenn man einen neuen Feldzug unternahm, die österreichische Monarchie zu zerstören oder wenigstens zum Verzichten auf Italien zu nöthigen. Allein Bonaparte hatte mehr denn einen persönlichen Grund, einen neuen Feldzug zu vermeiden. Schon war man im Oktober und das war zu spät, um in Österreich einzudringen. Das Heer gegen Deutschland, welches jetzt unter Augereau's Befehl stand, mußte den ganzen Vortheil haben, da es Niemand sich gegenüber sah; die italienische Armee dagegen hatte die gesammten Streitkräfte Österreichs auf dem Halse und konnte, zur Vertheidigung genöthigt, nicht die glänzende Rolle spielen und nicht zuerst in Wien sein. Endlich aber war Bonaparte ermüdet und wollte ein wenig seines ungeheuern Ruhmes genießen. Eine Schlacht mehr fügte nichts hinzu zu den Wunderthaten dieser beiden Feldzüge und wenn er den Frieden unterzeichnete, so krönte er sich mit einem doppelten Ruhme, verband mit dem des Kriegers den Ruhm eines Unterhändlers und war der einzige General der Republik, der beide vereinigte, denn noch hatte Keiner einen Friedensvertrag unterzeichnet. Er befriedigte dann einen der glühendsten Wünsche Frankreichs und kehrte mit jeder Art der Auszeichnung geschmückt in seinen Schooß zurück. Allerdings war es ein förmlicher Ungehorsam, einen Vertrag auf diesen Grundlagen zu unterzeichnen, denn das Direktorium verlangte die gänzliche Befreiung Italiens; aber Bonaparte sah ein, daß das Direktorium es nicht wagen würde, die Vollziehung des Vertrages zu verweigern, weil es sich dadurch mit der öffentlichen Meinung Frankreichs in Widerspruch gesetzt hätte. Schon hatte das Direktorium dieselbe verletzt durch den Abbruch der Unterhandlungen in Lille; durch einen Abbruch der in Udine mußte es sie noch weit mehr verletzen und

alle Vorwürfe der royalistischen Partei rechtfertigen, die ihm Schuld gab, es wolle einen ewigen Krieg. Bonaparte sah also sehr wohl ein, daß er durch Unterzeichnung des Vertrages das Direktorium nöthigen würde, ihn zu vollziehen.

Er gab also Kobentzel keck sein Ultimatum; es lautete: Venedig für Österreich, aber die Etsch und Mantua für die cisalpinische Republik und den Rhein und Mainz, nebst den jonischen Inseln als Daraufgabe für Frankreich. Am 16. Oktober fand die letzte Konferenz statt in Udine bei Kobentzel. Auf beiden Seiten erklärte man, brechen zu wollen und Kobentzel erklärte, daß seine Wagen bereit ständen. Man saß an einem langen, viereckigen Tische; die vier österreichischen Unterhändler auf der einen Seite, Bonaparte allein auf der andern. Kobentzel wiederholte noch ein Mal Alles was er gesagt, behauptete, der Kaiser müsse die Schlüssel von Mantua erhalten, wenn er die von Mainz herausgäbe, er könne nicht anders handeln, ohne sich zu entehren; übrigens habe Frankreich noch nie einen schöneren Vertrag geschlossen und wünschte auch gewiß keinen vortheilhafteren; es wolle vor allen Dingen den Frieden und werde das Benehmen des Unterhändlers zn würdigen wissen, der das Interesse seines Landes seinem militärischen Ehrgeiz zum Opfer bringe. Bonaparte blieb ruhig und gleichgültig während dieser Anrede und ließ Kobentzel seine Rede zu Ende bringen; dann wandte er sich nach einem Gueridon, auf dem ein Theebret von Porzellan stand, das Kobentzel von der großen Katharina erhalten und als ein Kleinod zur Schau gestellt hatte, ergriff es und schmetterte es auf den Fußboden mit folgenden Worten: „Der Krieg ist erklärt, aber bedenken Sie, daß ich, bevor drei Monde vergehen, Ihre Monarchie wie dies Porzellan zerschmettern werde.“ Diese Handlung, diese Worte versetzten die österreichischen Unterhändler in das größte Erstaunen. Er grüßte sie, ging, stieg sofort in einen Wagen und befahl einem Offizier, dem Erzherzog melden zu gehen, daß die Feindseligkeiten in vierundzwanzig Stunden wieder anfangen würden. Kobentzel erschrack und schickte

sogleich das Ultimatum unterzeichnet nach Passeriano. Eine der Bedingungen dieses Vertrags war die Freilassung Lafayette's, der seit fünf Jahren seine Haft in Ollmütz heldenmüthig aushielt.

Am folgenden Tage, den 17. Oktober, unterzeichnete man den Vertrag in Passeriano, datirte ihn aber aus einem kleinen, zwischen beiden Heeren gelegenen Dorfe, nach dem man sich jedoch noch nicht verfügte, weil es daselbst zur Aufnahme der Unterhändler noch kein passendes Lokal gab. Es war das Dorf Campoformio. Es gab dem berühmten Vertrage seinen Namen, dem ersten, welcher zwischen dem Kaiser und der französischen Republik abgeschlossen wurde.

Man war übereingekommen, daß der Kaiser als Souverän der Niederlande und als Mitglied des Reiches Frankreich die Rheingränze zuerkenne, Mainz an unsere Truppen ausliefere und daß die jonischen Inseln in unserm Besitze blieben; daß die cisalpinische Republik die Romagna, die Lombardei, Veltelin, die Gebiete von Bergamo, Brescia und Mantua mit der Etsch und Mantua als Gränze erhalten sollte. Der Kaiser unterschrieb außerdem verschiedene Bedingungen, die aus diesem und andern Verträgen hervorgingen, welche für die Republik verbindlich waren. Zunächst verpflichtete er sich, dem Herzog von Modena zur Entschädigung für sein Herzogthum den Breisgau zu geben, ferner seinen Einfluß zu verwenden, um dem Statthalter für den Verlust Hollands und dem König von Preußen für den Verlust des kleinen Landstrichs, den er uns auf dem linken Rheinufer abgetreten, eine Entschädigung in Deutschland auszuwirken. Kraft dieser Verbindlichkeit war die Stimme des Kaisers auf dem Kongreß von Rastadt gesichert für die Lösung aller Fragen, welche Frankreich zumeist interessirten. Der Kaiser erhielt für Alles was er bewilligte, Friaul, Istrien, Dalmatien und die Mündungen des Cattaro.

Frankreich hatte noch nie einen so schönen Frieden geschlossen. Es hatte endlich, und zwar mit Einwilligung des Kontinents, seine natürlichen Gränzen erhalten. In Oberitalien war eine große Revolution bewerkstelligt, ein alter Staat zerstört und ein neuer gegründet.

Aber der zerstörte Staat war eine despotische Aristokratie, die unversöhnliche Feindin der Freiheit, der neugegründete eine Republik mit freisinniger Verfassung, welcher ganz Italien die Freiheit mittheilen konnte. Man konnte allerdings bedauern, daß die Österreicher nicht über den Isonzo zurückgeworfen und nicht ganz Oberitalien, die Stadt Venedig mit eingerechnet, mit der cisalpinischen Republik vereinigt waren. Ein Feldzug mehr hätte diesen Vortheil herbeigeführt. Besondere Rücksichten hatten den jungen Krieger abgehalten, diesen neuen Feldzug zu unternehmen. Das persönliche Interesse begann bereits in die Pläne des großen Mannes einzugreifen und der ersten und vielleicht schönsten That seines Lebens einen Flecken anhaften zu lassen.

Bonaparte konnte nicht zweifeln an der Vollziehung des Vertrages: dennoch war er nicht ohne Besorgniß; denn dieser Vertrag war eine förmliche Übertretung der Instruktionen des Direktoriums. Er ließ ihn durch seinen getreuen und dienstbereiten Generalstabschef Berthier überbringen, dem er sehr geneigt war und den er noch nicht nach Frankreich gesandt, um ihn sich des Beifalls der Pariser erfreuen zu lassen. Mit seinem gewöhnlichen Takt gab er dem Kriegsmann einen Gelehrten bei, Monge, der zur Kommission gehört hatte, welche die Kunstgegenstände in Italien auswählte und der trotz seines Demagogensinnes, trotz seines mathematischen Geistes verführt worden war vom Genie, von der Anmuth und vom Ruhme.

Monge und Berthier langten in wenigen Tagen in Paris an. Sie trafen um Mitternacht ein und störten den Vorsitzer des Direktoriums, Lareveillière-Lepeaux aus seinem Bette auf. Obgleich sie einen Friedensvertrag überbrachten, zeigten die beiden Abgesandten doch nicht die Freude und das Vertrauen, wie es bei solchen Umständen gewöhnlich ist, sondern waren verlegen, wie Leute, die mit einem peinlichen Bekenntniß beginnen sollten, denn sie mußten eingestehen, daß man ungehorsam gewesen gegen die Regierung. Sie wandten große rednerische Vorsicht an, um den Inhalt des Vertrages zu mel-

den und den General zu entschuldigen. Lareveillière empfing sie mit aller Achtung, die zwei so ausgezeichnete Personen verdienten, von denen der eine ein so berühmter Gelehrter war; doch sprach er sich über den Vertrag nicht näher aus, sondern sagte einfach, das Direktorium werde darüber entscheiden. Am folgenden Tage legte er ihn dem Direktorium vor. Die Friedensnachricht hatte sich bereits in ganz Paris verbreitet und die Freude über dieselbe war außerordentlich; noch kannte man nicht die Bedingungen, war aber überzeugt, daß sie jedenfalls glänzend sein müßten und pries Bonaparte und seinen zwiefachen Ruhm. Man war ganz, wie er vorhergesehen, begeistert, in ihm den Friedensstifter und Krieger vereint zu finden, und ein Friede, den er nur aus Egoismus unterzeichnet, wurde gerühmt als eine Handlung militärischer Uneigennützigkeit. Der junge General, sagte man, hat verzichtet auf den Ruhm eines neuen Feldzuges, um dem Vaterlande den Frieden zu geben.

Die Freude nahm so schnell und mächtig überhand, daß es dem Direktorium wohl schwer geworden wäre, sie durch Verwerfung des Vertrages von Campoformio zu täuschen. Dieser Vertrag war die Folge eines förmlichen Ungehorsams und so fehlte es dem Direktorium nicht an trefflichen Gründen, die Vollziehung desselben zu verweigern. Auch wäre es höchst wichtig gewesen, dem jungen Wagehals, welcher einen bestimmten Befehl übertreten, eine strenge Lehre zu geben; wie aber sollte man die allgemeine Erwartung täuschen, wie zum zweiten Male den Frieden zurückweisen, nachdem man ihn schon ein Mal in Lille zurückgewiesen? Sollte man die Vorwürfe aller Derer rechtfertigen, die man im Fruktidor geopfert und die öffentliche Meinung ernstlich mißvergnügt machen? Man ging dann einer andern, nicht minder ernsten Gefahr entgegen; denn wies man den Vertrag zurück, so reichte Bonaparte seine Entlassung ein und unvermeidlich mußten Niederlagen dem Wiederbeginn der Feindseligkeiten in Italien folgen. Welche Verantwortlichkeit lud man in diesem Falle auf sich! Dazu kam, daß der Vertrag unermeß-

liche Vortheile bot denn er eröffnete uns eine herrliche Zukunft, gab uns Mainz und Mantua mehr, als der von Leoben und ließ endlich alle Streitkräfte Frankreichs frei, um damit England zu überwältigen. Das Direktorium genehmigte also den Vertrag und die Freude wurde dadurch nur noch lebhafter und inniger. Mit gewandter Berechnung dachte das Direktorium darauf, alle Gemüther gegen England zu wenden; der Held von Italien und seine unbesieglichen Waffengefährten sollten von einem Feinde zum andern eilen und an demselben Tage, an dem man den Vertrag eröffnete, ernannte zugleich eine Verfügung Bonaparte zum Obergeneral des Heeres gegen England.

Bonaparte schickte sich an, Italien zu verlassen, um endlich einige Augenblicke der Ruhe zu genießen und sich eines Ruhmes zu erfreuen, wie man keinen größeren in der neuern Zeit kannte. Er war zum Bevollmächtigten für Rastadt ernannt, nebst Bonnier und Treilhard, um dort den Frieden mit dem Reiche zu unterhandeln. In Rastadt sollte er verabredetermaßen Kobentzel finden und mit diesem die Vollziehung des Friedens von Campoformio auswechseln. Zugleich sollte er die Ausführung der auf die Besetzung von Mainz bezüglichen Bedingungeu überwachen. Mit seiner gewöhnlichen Vorsicht hatte er wohlweislich abgemacht, daß die österreichischen Truppen nicht früher in Palma Nova einrücken sollten, als bis die seinigen in Mainz eingerückt wären.

Vor seiner Abreise nach Rastadt wollte er die letzte Hand anlegen an die Angelegenheiten Italiens. Er nahm die Ernennungen vor, die in der cisalpinischen Republik noch übrig waren, regelte die Bedingungen für den Aufenthalt der französischen Truppen in Italien und ihre Beziehungen zu der neuen Republik. Diese Truppen sollten unter Berthier stehen, ein Corps von 30,000 Mann bilden, auf Kosten der cisalpinischen Republik unterhalten werden und in derselben bleiben bis zum allgemeinen europäischen Frieden. Das Corps, welches in Venedig stand, zog er zurück und übergab diese

Stadt einem österreichischen Corps. Als die venetianischen Patrioten sich Österreich preisgegeben sahen, geriethen sie in Entrüstung. Bonaparte hatte ihnen eine Zuflucht in der cisalpinischen Republik gesichert und mit der österreichischen Regierung abgemacht, daß sie ihre Güter verkaufen dürften. Sie waren aber für diese Fürsorge unempfindlich und spieen gegen den Sieger, der sie opferte, heftige, allerdings sehr natürliche Schmähungen. Villetard, der sich, wie es geschienen, für die französische Regierung gegen sie verbürgt hatte, schrieb an Bonaparte und wurde von ihm mit auffallender Härte behandelt. Übrigens aber waren es nicht blos die Patrioten, welche bei dieser Gelegenheit einen großen Schmerz an den Tag legten; obschon die Adeligen und das Volk Österreich Frankreich vorgezogen, weil sie die Grundsätze des Ersteren liebten und die des Zweiten verabscheuten, fühlten sie doch ihr ganzes Nationalgefühl wiedererwachen und bewiesen eine Anhänglichkeit an ihrem alten Vaterlande, die sie einer Theilnahme würdig machte, wie sie bisher noch keine eingeflößt. Die Verzweiflung war allgemein; eine Dame vergiftete sich und der alte Doge sank regungslos zu den Füßen des österreichischen Offiziers nieder, in dessen Hand er den Eid des Gehorsams leistete.

Bonaparte erließ eine Proklamation an die Italiener, in welcher er ihnen Lebewohl sagte und seine letzten Rathschläge gab. Sie athmete jenen edlen, festen und stets etwas rednerischen Ton, den er seiner öffentlichen Sprache zu geben wußte. „Wir haben euch die Freiheit gegeben, sagte er zu den Cisalpinern, versteht es, sie zu bewahren; erlaßt, um eures Geschickes gewärtig zu sein, nur mäßige und weise Gesetze, bringt sie mit Energie in Ausführung, begünstigt die Verbreitung der Aufklärung und achtet die Religion. Bildet eure Bataillone nicht aus gesinnungslosen Leuten, sondern aus Bürgern, die ihren Geist nähren mit den Grundsätzen der Republik und unmittelbar betheiligt sind bei ihrem Gedeihen. Es thut im Allgemeinen noth, daß ihr recht durchdrungen werdet vom Gefühle eurer Kraft

und der Würde, die dem freien Manne geziemt; gebeugt und niedergedrückt durch die Tyrannei Jahrhunderte lang, hättet ihr eure Freiheit nicht erobert; in wenig Jahren aber, wo ihr euch selbst überlassen bleibet, wird keine Macht der Erde stark genug sein, euch dieselbe zu rauben. Bis dahin wird die große Nation euch schützen gegen die Angriffe eurer Nachbarn; ihr politisches System soll mit dem eurigen in Einklang stehen. Ich verlasse euch in wenigen Tagen. Nur der Befehl meiner Regierung und eine drohende Gefahr der cisalpinischen Regierung werden mich in eure Mitte zurückrufen können."

Dieser letzte Satz war eine Antwort für Diejenigen, welche behaupteten, er wolle sich zum Könige der Lombardei aufwerfen. Es gab nichts, was er dem Titel und der Rolle des ersten Generals der französischen Republik vorgezogen hätte. Einer der österreichischen Unterhändler hatte ihm vom Kaiser einen Staat in Deutschland angeboten, er aber darauf geantwortet, er wolle sein Glück nur der Erkenntlichkeit des französischen Volkes danken. Ob er seine Zukunft ahnte? Nein, gewiß nicht! Aber wenn er auch nur erster Bürger der Republik war, man begreift es, daß er dieses jetzt vorzog. Ungern sahen die Italiener ihn scheiden und die so glanzvolle Erscheinung ihrem Blicke entschwinden. Bonaparte eilte schnell durch Piemont, um sich über die Schweiz nach Rastadt zu begeben. Prächtige Feste, Geschenke für ihn und seine Frau erwarteten ihn auf seinem Wege. Die Fürsten und die Völker wollten ihn sehen, den berühmten Krieger, den Schiedsrichter so vieler Geschicke. In Turin hatte der König Geschenke für ihn vorbereiten lassen, um ihm seinen Dank zu bezeugen, für seine Unterstützung beim Direktorium. In der Schweiz war besonders die Begeisterung der Waadtländer groß für den Befreier von Veltelin. Junge Mädchen in dreifarbigen Kleidern überreichten ihm Kränze und überall las man als Inschrift den den Waadtländern so theuren Grundsatz: Ein Volk darf nicht Unterthan eines andern Volkes sein. Bonaparte wünschte das Beinhaus von Murten zu sehen; er fand eine Menge von Neugierigen, die sich überall ihm

nachdrängten. Kanonen donnerten in den Städten, durch die er fuhr. Die Regierung von Bern, welche mit Verdruß die Begeisterung sah, welche der Befreier Veltelins einflößte, verbot ihren Offizieren die Kanonen zu lösen, aber man gehorchte ihr nicht. In Rastadt angekommen, fand Bonaparte alle deutsche Fürsten voller Ungeduld, ihn zu sehen. Sogleich ließ er die französischen Unterhändler die Haltung annehmen, die ihrer Stellung und ihrer Rolle zukam. So weigerte er sich, Herrn von Fersen zu empfangen, den Schweden zu seinem Vertreter auf dem Reichskongreß gewählt und den allerdings seine genauen Verhältnisse mit dem alten Hofe Frankreichs wenig geeignet machten zu einem Unterhändler mit der französischen Republik. Diese Weigerung machte großes Aufsehen und bewies das stete Bestreben Bonaparte's, die große Nation zu heben, wie er sie in allen seinen Reden nannte. Nachdem er die Vollziehung des Friedens von Campoformio ausgewechselt und die nothwendigen Anordnungen zur Übergabe von Mainz getroffen, beschloß er nach Paris abzureisen, denn er sah in Rastadt nichts Großes zu erörtern und sah besonders unendliche Zögerungen vorher, die es kosten würde, alle diese kleinen deutschen Fürsten unter einen Hut zu bringen. Eine solche Rolle war nicht nach seinem Geschmack, überdies fühlte er sich ermattet und ein wenig Ungeduld, in Paris anzukommen und das Kapitol des modernen Roms hinanzusteigen, war wol sehr natürlich.

Er reiste also von Rastadt ab, zog incognito durch Frankreich und kam am 15. Frimaire des Jahres VI. gegen Abend in Paris an (5. December 1797). Er verbarg sich in einem sehr bescheidenen Hause, das er sich in der Straße Chantereine hatte kaufen lassen. Dieser Mann, dessen Ehrgeiz unermeßlich war, wußte ihn mit der ganzen Geschicklichkeit eines Weibes zu verheimlichen. Bei der Übergabe Mantua's hatte er sich der Ehre entzogen, Wurmser bei sich vorüberziehen zu sehen und in Paris wollte er sich in der unscheinbarsten Wohnung verborgen halten. In seiner Sprache, in seiner Tracht, in allen seinen Gewohnheiten legte er eine Einfachheit an den Tag,

welche die Einbildungskraft der Menschen überraschte und sie durch die Wirkung des Kontrastes nur desto tiefer ergriff. Ganz Paris, das um seine Ankunft wußte, brannte vor Ungeduld, ihn zu sehen, wie das, besonders bei Franzosen, sehr natürlich war. Der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Talleyrand, an dem er schon in der Ferne lebhaftes Gefallen gefunden, wollte ihn noch an demselben Abend besuchen. Bonaparte bat um die Erlaubniß, ihn nicht zu empfangen und kam ihm am folgenden Tage zuvor. Der Saal der auswärtigen Angelegenheiten war angefüllt von wichtigen Personen, welche eifrig wünschten, den Helden zu sehen. Obschon sehr schweigsam gegen Jedermann, ging er doch, als er Bougainville bemerkte, gerade auf ihn zu, um an ihn einige der Worte zu richten, die aus seinem Munde tiefen Eindruck machen mußten. Schon legte er die Vorliebe eines Souveräns für den nützlichen und berühmten Mann an den Tag. Talleyrand stellte ihn dem Direktorium vor. Obgleich manche Gründe zur Unzufriedenheit zwischen dem General und den Direktoren vorlagen, war doch die Zusammenkunft sehr herzlich, denn es paßte dem Direktorium, Zufriedenheit, und dem General, Ergebenheit zu bezeigen. Übrigens waren auch die geleisteten Dienste so groß, der Ruhm von so blendendem Glanze, daß das Mißvergnügen der hingerissenen Begeisterung weichen mußte. Das Direktorium bereitete für die Übergabe des Vertrages von Campoformio ein Triumphfest vor, welches nicht in dem Audienzsaale, sondern in dem großen Saale des Luxembourg stattfand. Alles wurde aufgeboten, um diese Feier zu einer der erhabensten der Revolution zu machen. Die Direktoren saßen im Hintergrunde des Hofes auf einer Estrade, in römische Tracht gekleidet; um sie herum die Mitglieder der beiden Versammlungen, die Beamten auf amphitheatralisch geordneten Sitzungen. Trophäen, gebildet aus unzähligen, dem Feinde abgenommenen Fahnen, erhoben sich rings um den Hof; schöne dreifarbige Teppiche bekleideten die Mauern; auf den Gallerien befand sich die glänzendste Gesellschaft der Hauptstadt; im Umkreise waren Mu-

kchöre aufgestellt und um den Palast herum eine zahlreiche Artillerie, welche ihre Donner in die Töne der Musik und in den rauschenden Jubelruf einmischte. Chenier hatte zu diesem Tage eine seiner schönsten Hymnen gedichtet.

Es war der 20. Frimaire des Jahres VI. (10. December 1797). Das Direktorium, die öffentlichen Beamten, die Zuschauer waren schon alle auf ihrem Platze und erwarteten mit Ungeduld den berühmten Mann, welchen erst Wenige von ihnen gesehen. Er erschien in Begleitung Talleyrands, der seine Vorstellung übernommen, denn der Friedensunterhändler war es, welchen man in diesem Augenblick beglückwünschte. Alles war tief ergriffen von dieser hagern Gestalt, von diesem bleichen römischen Antlitz, von diesem flammenden Auge und seine Zeitgenossen sprechen noch täglich von der Wirkung, die er hervorbrachte, von dem unbeschreiblichen Eindruck des Genies, der Macht, den er in allen Gemüthern zurückließ. Das Aufsehen war außerordentlich. Einstimmiger Jubelruf erhob sich beim Anblick des so einfachen Mannes, den ein solcher Ruf umgab. „Es lebe die Republik! Es lebe Bonaparte!" erscholl es von allen Seiten. Talleyrand nahm darauf das Wort und suchte in einer fein angelegten, gerundeten Rede den Ruhm des Generals nicht ihm, sondern der Revolution, den Heeren und der großen Nation zuzuschreiben. Hierin schien er der Bescheidenheit Bonaparte's zu Gefallen zu leben und mit seinem gewöhnlichen Scharfsinn zu errathen, wie der Held wünschte, daß man in seiner Gegenwart von ihm spräche. Talleyrand sprach dann von dem, was man, wie er sagte, seinen Ehrgeiz nennen könne, indem er aber seiner altklassischen Neigung zur Einfachheit, seiner Liebe zu den abstrakten Wissenschaften, seiner Lieblingslektüre und unter anderm jenes erhabenen Ossian gedachte, mit dem er sich von der Erde loszumachen wisse, bemerkte Talleyrand, man würde ihn vielleicht mit Bitten angehen müssen, um ihn eines Tages seiner studienvollen Zurückgezogenheit zu entreißen. Das, was Talleyrand hier gesagt, war in Aller Munde und sollte in allen Reden wieder vor-

kommen, die bei dieser großen Feierlichkeit gehalten wurden. Jedermann sagte und wiederholte es, der junge General sei ohne Ehrgeiz, so sehr befürchtete man, er könnte welchen haben. Bonaparte redete nach Talleyrand und sprach mit festem Tone folgende abgerissenen Sätze:

„Bürger!

Das französische Volk mußte, um frei zu werden, die Könige bekämpfen.

Um eine auf der Vernunft beruhende Verfassung zu erhalten, hatte es achtzehn Jahrhunderte voller Vorurtheile zu besiegen.

Die Verfassung des Jahres III. und Ihr, Ihr habt gesiegt über alle diese Hindernisse.

Die Religion, das Lehnswesen, das Königthum haben nach einander seit zwei Jahrtausenden Europa regiert; mit dem Frieden aber, den Ihr so eben geschlossen, beginnt das Zeitalter der repräsentativen Regierungen.

Es ist Euch gelungen, die große Nation zu organisiren, deren weites Gebiet nur deshalb begränzt ist, weil die Natur selbst seine Gränzen gesteckt hat.

Ihr habt mehr gethan. Die beiden schönsten Theile Europa's, einst so berühmt durch die Künste, die Wissenschaften und die großen Männer, deren Wiege sie waren, sehen voll der größten Hoffnung den Genius der Freiheit hervorsteigen aus der Gruft ihrer Ahnen.

Es sind dies zwei Piedestale, auf welche die Geschicke zwei mächtige Nationen stellen werden.

Ich habe die Ehre, Euch den in Campo Formio unterzeichneten und von Seiner Majestät dem Kaiser genehmigten Vertrag zu überreichen.

Der Friede sichert das Gedeihen und den Ruhm der Republik.

Wenn das Glück des französischen Volkes auf besseren organischen Gesetzen beruhen wird, dann wird ganz Europa frei werden."

Diese Rede war kaum beendet, als der Jubelruf aufs neue erscholl. Barras als der Vorsitzende des Direktoriums antwortete Bonaparte. Seine Rede war lang, weitschweifig, nicht sehr passend und übertrieb die Bescheidenheit und Einfachheit des Helden, enthielt aber eine gewandte Huldigung für Hoche, den angeblichen Nebenbuhler des Besiegers von Italien. „Warum ist Hoche nicht hier, um seinen Freund zu sehen, zu umarmen?" — Hoche hatte in der That im vorigen Jahre Bonaparte mit edler Wärme vertheidigt. Gemäß der neuen Richtung, die sich allen Gemüthern mitgetheilt, schlug ihm Barras neue Lorbeeren vor und lud ihn ein, sie in England pflücken zu gehen. Nach diesen drei Reden wurde die Hymne Cheniets gesungen unter Begleitung prächtiger Orchestermusik. Zwei Generale traten darauf hervor in Begleitung des Kriegsministers, der tapfere Joubert, der Held von Tyrol und Andreossy, einer der ausgezeichnetsten Artillerieoffiziere. Sie trugen eine wundervolle Fahne, die, welche das Direktorium dem italienischen Heere beim Ende des Feldzugs gegeben, die neue Oriflamme der Republik. Sie war bedeckt von unzähligen goldenen Buchstaben, welche folgende Inschrift bildeten: „Das italienische Heer hat 150,000 Gefangene gemacht, 170 Fahnen erobert, 550 Belagerungsgeschütze, 600 Feldstücke, 5 Brückengeräthschaften, 9 Linienschiffe, 12 Fregatten, 12 Korvetten, 18 Galeeren. — Waffenstillstände mit den Königen von Sardinien und Neapel, dem Papste, den Herzögen von Parma und Modena. — Präliminarien von Leoben. — Übereinkunft von Montebello mit der Republik Genua. — Friedensschlüsse von Tolentino und Campo formio. — Den Völkern von Bologna, Modena, Ferrara, Massacarara, der Romagna, der Lombardei, Brescia, Bergamo, Mantua, Cremona, einem Theil des Veronesischen, von Chiavenna, Bormio und Veltelin die Freiheit gegeben; desgleichen der Bevölkerung von Genua, den kaiserlichen Lehen, den Bewohnern von Corcyra, des ägeischen Meeres und Ithaka's. Nach Paris gesandt die Meisterwerke von Michel Angelo, Guerchini, Titian, Paul Veronese, Correggio, Albano, Carracci, Rafael, Leo-

nardo da Vinci u. s. w. — Gesiegt in achtzehn großen Schlachten: Montenotte, Millesimo, Mondovi, Lodi, Borghetto, Lonato, Castiglione, Roveredo, Bassano, Saint Georges, Fontana Niva, Caldiero, Arcole, Rivoli, La Favorite, Tagliamento, Tarwis, Neumarkt. — Siebenundsechzig Gefechte geliefert.

Joubert und Andreossy sprachen gleichfalls und erhielten vom Vorsitzenden des Direktoriums eine schmeichelhafte Antwort. Nach allen diesen Reden gingen die Generale zum Präsidenten des Direktoriums, um von ihm die feierliche Umarmung zu erhalten. Als Bonaparte sie von Barras erhielt, warfen sich auch die vier andern Direktoren wie von einem unwillkürlichen Zuge hingerissen in die Arme des Generals. Einstimmiger Jubelruf erfüllte die Luft; das in den Straßen gedrängte Volk stimmte mit ein, die Kanonen donnerten, jedes Haupt gab sich dem Rausche der Freude hin. So warf sich Frankreich in die Arme eines außerordentlichen Mannes! Beschuldigen wir nicht die Schwäche unserer Väter! Dieser Ruhm gelangt zu uns nur durch das Gewölk der Zeit und des Unglücks und dennoch reißt er uns hin! Rufen wir mit Äschylus: „Wie wäre es gar, hätten wir den Gewaltigen selbst gesehen!“

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

Druck von Bernh. Tauchnitz jun.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Thiers, Adolphe,

Geschichte der Französischen Revolution

Bd.: 17

Leipzig (1848)

Augsburg, Staats- und Stadtbibliothek -- Gs 9674 -16/20
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11250296-3